



J.B.METZLER



II. Sprachwissenschaft

1 Einleitung

Stellen Sie sich vor, Sie müssen die folgenden Sätze beurteilen. Was beobachten Sie?

- (1) a Kleine, anhängliche Katzen schlafen gut.
b Farblose, grüne Ideen schlafen wütend.

Wir sind uns sicher einig, dass Satz (1a) normal klingt. Bei Satz (1b) dagegen stimmt schon auf den ersten Blick etwas nicht. Satz (1a) ist **sinnvoll**, wir können uns zu diesem Satz eine konkrete Situation vorstellen und diesem Satz dann zustimmen oder ihn bestreiten. Satz (1b) erscheint dagegen **sinnlos**. Das ist jedem Muttersprachler sofort klar. Sich zu dem Satz eine konkrete Situation vorzustellen, fällt schwer. Unsere erste Reaktion: Ideen können weder schlafen noch wütend sein. Und eigentlich schlafen nur Tiere und Menschen. Und wie kann etwas grün und zugleich farblos sein? Das ist unmöglich! Satz (1b) enthält demnach einen Widerspruch. Wir können diesen Satz auf Anhieb nicht verstehen, und daher können wir auch der Information dieses Satzes weder zustimmen noch sie ablehnen.

Eine Interpretation von (1b) wäre höchstens denkbar, wenn man sich den Satz als Teil eines Gedichts vorstellt. Die Zeile bedürfte dann aber der Auslegung oder Uminterpretation. Es könnte sich um eine Metapher handeln. Dem Resultat der Uminterpretation könnten wir dann zustimmen oder auch nicht, es sei denn, auch die Auslegung oder Uminterpretation ist ›nur‹ metaphorisch zu verstehen.

Raoul Schrott und Arthur Jacobs über »Farblose, grüne Ideen schlafen wütend«

»grün« kann lexikalisch auch ›jung, unausgereiften‹ bedeuten, ›farblos‹ auch ›langweilig und charakterlos‹; ›Idee‹ lässt sich als Personifikation auffassen, die das anthropomorphisierende Adverb ›wütend‹ verstärkt; und ›schlafen‹ lässt sich als konnotativer Ausdruck für eine noch nicht realisierte Potentialität begreifen. Mit ein wenig semantischer Feinabstimmung – über genau jenes Prozedere, mit dem man auch Gedichte interpretiert – gelangt man zur durchaus sinnvollen Aussage: Undefiniert unausgereifte Ideen stecken voll unbewusster Aggression.« (Frankfurter Allgemeine Zeitung 2.3.2011, S. N3)

Der Satz in (1b) wurde von Noam Chomsky, dem Begründer der **generativen Grammatik**, 1957 in die sprachwissenschaftliche Diskussion eingebracht, um zu zeigen, dass Bedeutung und Grammatik, also Form und Funktion der Bestandteile des Satzes, unabhängig voneinander sind. Beide Sätze in (1) haben dieselbe **Form**: In beiden folgt ein Nomen auf zwei Adjektive. Dem Nomen folgt jeweils ein Verb und dem Verb ein Adverb; diese Elemente haben in beiden Sätzen dieselbe **Funktion**. Der Unterschied zwischen (1a) und (1b) liegt in der Tatsache, dass der eine Satz sinnvoll ist, der andere aber auf den ersten Blick sinnlos.

Die Sätze in (1) sind also **grammatisch**, aber unterscheiden sich in der Sinnhaftigkeit.

Betrachten Sie nun die Sätze in (2). Was fällt hier auf?

- (2) a Katzen gut klein schlafen anhänglich.
b Ich montags arbeiten müssen.

Wir sind uns vermutlich wiederum einig, dass mit den Sätzen in (2) ebenfalls etwas nicht stimmt. Wir könnten sagen: Das ist kein Deutsch. Was nicht stimmt, ist also etwas anderes als das, was mit (1b) nicht stimmt. Die Sätze in (2) sind **ungrammatisch**; Form und Funktion der Wörter stimmen nicht. (2a) ist einfach Wortsalat. Eine Äußerung wie (2b) haben wir vielleicht schon einmal gehört: von einem Sprecher, der Deutsch nicht als Muttersprache spricht, sondern erst als Erwachsener gelernt hat. Die Form von (2b) kann leicht repariert werden, so dass der Satz verständlich wird: *Ich muss montags arbeiten*. Für die Reparatur von (2a) müssten dagegen fast alle Wörter umgestellt und anders flektiert (d. h. gebeugt) werden. Sprachwissenschaftler/innen interessieren sich dafür, woran es genau liegt, dass Sätze grammatisch oder ungrammatisch sind, sinnvoll oder nicht sinnvoll erscheinen. Was beobachten wir bei den Sätzen in (3)?

- (3) a Berta schneidet Marianne die Haare.
b Marianne bekommt von Berta die Haare geschnitten.

Beide Sätze sind grammatisch und sinnvoll. Darüber hinaus erkennt jeder Muttersprachler des Deutschen, dass es einen systematischen Zusammenhang zwischen diesen Sätzen gibt. Das Dativobjekt *Marianne* im ersten Satz ist das Subjekt

Interpretationsversuch

Marianne im zweiten. Das Subjekt des ersten Satzes *Berta* wird zu einem Ausdruck mit *von* im zweiten. Und das ist generell so, unabhängig davon, was man als Subjekt oder Dativobjekt einsetzt. Die beiden Sätze unterscheiden sich nur in der Art, wie die Ausdrücke kombiniert werden.

Einige von uns mögen Sätze wie (3b) nicht schön finden. Darum geht es der Sprachwissenschaft jedoch nicht. Für die Sprachwissenschaftler ist interessant, dass es die Konstruktion in (3b) (das sog. Rezipienten-Passiv) überhaupt gibt. Sie möchten insbesondere den Zusammenhang dieser Konstruktion mit dem Aktivsatz in (3a) erklären und richtig vorhersagen, unter welchen Bedingungen man das Rezipienten-Passiv bilden kann, ob es andere Verben als *bekommen* gibt, die sich ebenfalls zur Passivbildung eignen, etc.

Grammatik und Norm

Fragen der Sprachnorm, also danach, was »gutes und richtiges Deutsch« ist, interessieren Sprachwissenschaftler/innen weniger als Politiker und Sprachpfleger. Über den richtigen Sprachgebrauch, den wir in Gesetzestexten, Wikipedia-Artikeln oder Kochbüchern zum Beispiel gewöhnt sind, entscheiden Normen, die sich meistens über Konventionen herausbilden. Natürlich setzt diese Ausdrucksweise Grammatikalität voraus. Die Variante der deutschen Sprache, die diesen Normen folgt, gilt als **das Hochdeutsche**. Es gibt jedoch selbst im Hochdeutschen bezüglich der Normen offizielle Zweifelsfälle; zudem bestehen bei jedem Sprecher mehr Unsicherheiten als gemeinhin angenommen. Würden Sie beispielsweise eher *die E-Mail* oder *das E-Mail* sagen? Würden Sie Sätze wie diesen akzeptieren: *Er hatte keine Zeit, weil er musste noch für die Klausur lernen?*

Normative (präskriptive) Grammatiken enthalten Vorschriften über die korrekte Verwendung von Sprache. Sie haben im Wesentlichen die Funktion, bestimmte Varianten einer Sprache als grammatikalisch oder historisch korrekt, als »logisch« oder ästhetisch höherwertig auszuzeichnen. Tatsächlich ist aber zwischen verschiedenen Sprechern und Schreibern immer eine große sprachliche Variation zu beobachten. Das heißt, was als richtig gilt, ist ein ideelles Konstrukt.

Dimensionen der Variation: Sprachliche Variation ist durch die folgenden Faktoren bestimmt:

- **Stilebene/Register:** Die geschriebene Sprache ist von der gesprochenen Sprache zu unterscheiden. Genauso ist eine Sprache mit vulgären Ausdrücken von gehobener oder besonders höflicher Ausdrucksweise zu unterscheiden.

Faktoren sprachlicher Variation

- **Gesellschaftsschicht/Gruppe:** Die verwendete Sprache kann abhängig sein von der Gruppe, in der sie gesprochen wird. Man spricht dann von einer Gruppensprache (auch **Soziolekt**). Bekannt sind Jugendsprachen wie z.B. der sogenannte Ethnolekt oder Fachsprachen in der Wissenschaft.
- **Ort des Sprachgebiets:** Die verwendete Sprache kann abhängig sein vom Ort, an dem sie gesprochen wird. Ortsgebundene Sprachformen werden als **Dialekte** bezeichnet.
- **Erwerbstyp:** Die verwendete Sprache unterscheidet sich danach, ob sie von erwachsenen Muttersprachlern gesprochen wird oder von Kindern, die sich noch im Spracherwerbsprozess befinden, oder von erwachsenen Nicht-Muttersprachlern, die die Sprache noch nicht beherrschen (s. Beispiel 2b).
- **Sprachstadium:** Sprache kann modern oder altmodisch sein. Dieses Kriterium kann sowohl die Grammatikalität wie auch die Wortwahl betreffen. Diese Variation betrifft die Variation einer Sprache im Laufe der Zeit. Von der Zeit hängt auch ab, was als modern gilt und was nicht.
- Im Zusammenhang mit Sprachvariation spricht man statt von Sprachen von **Varietäten**, zu denen sowohl die Standardsprache, also das Hochdeutsche, als auch Soziolekte und Dialekte sowie historische Varianten zu zählen sind. Wir sind alle mehrsprachig insofern, als wir mühelos zwischen einzelnen Varietäten hin und her wechseln können. Schon Kinder sind sich im Klaren darüber, dass ein Gespräch mit den Eltern oder einer Lehrperson eine andere Sprache erfordert als die Unterhaltung mit Altersgenossen. Ebenso können Kinder, die mehrsprachig aufwachsen, mühelos ihre Sprache an den Gesprächspartner anpassen (vgl. Tracy/Gawlitzeck-Maiwald 2000).
- **Implizites Wissen:** Sprache ist ein wesentliches Merkmal, das das Menschsein von anderen Existenzformen (zum Beispiel im Tierreich) unterscheidet. Erfahren wir also etwas über die menschliche Sprache, dann erfahren wir auch etwas über uns. Als Sprecher/innen einer Sprache verfügen wir ganz offensichtlich über Wissen, das uns nicht nur dazu befähigt, Äußerungen zu verstehen und zu produzieren, sondern auch dazu, Urteile über Sprache zu fällen, wie in den einleitenden Beispielen illustriert. Dieses Wissen ist einem Muttersprachler in der Regel nicht bewusst: Es ist implizit. Mindestens eine Sprache können wir einfach

sprechen, verstehen und beurteilen. Wir kennen die **Regeln**, ohne dass uns jemand diese explizit beigebracht hätte und ohne dass wir diese Regeln alle beschreiben könnten.

Die Situation ist vergleichbar mit dem Ballwurf. Wir alle sind ab einem bestimmten Alter in der Lage, einen Ball zu werfen (wenn die physiologischen Voraussetzungen gegeben sind) oder zu fangen. Aber kaum jemand ist in der Lage zu sagen, wie genau er oder sie das macht. Wir können es einfach. Genauso, wie wir einfach nur feststellen, dass es uns möglich ist, einen Ball zu werfen und zu fangen, beobachten wir, dass es uns möglich ist, zu sprechen, Sprache zu verstehen und zu beurteilen.

Die Sprachwissenschaft ist dem Geheimnis auf der Spur, wie Sprache funktioniert, welche Regeln zu grammatischen Äußerungen führen und wie Sprache in der Kommunikation verwendet wird. Sie liefert die Fachsprache für die Untersuchung.

Definition

Die → **Sprachwissenschaft** (auch Linguistik, von lat. *lingua*: Sprache, Zunge) ist diejenige **Disziplin**, welche die menschliche Sprache untersucht.

Wissenschaft: Bei wissenschaftlichen Untersuchungen unterscheidet man üblicherweise einen Objektbereich, eine Perspektive, unter der die Untersuchung erfolgt, und eine oder mehrere typische Methoden, die für die wissenschaftliche Tätigkeit verwendet werden. Die Erkenntnisse über den Objektbereich werden zu einer Theorie zusammengefasst. Wendet man diese Kriterien auf die Disziplin der Sprachwissenschaft an, ergibt sich folgende Charakterisierung:

- **Objektbereich:** Der Gegenstand der Untersuchung sind sprachliche Ausdrücke, also Wortbestandteile, Wörter, Wortsequenzen, Sätze oder Texte bzw. Gespräche.
- **Perspektive:** Die sprachlichen Ausdrücke können im Hinblick auf ihre verschiedenen Eigenschaften untersucht werden: die Lautgestalt der Ausdrücke, ihre Bedeutung, die Art, wie die Ausdrücke kombiniert werden, ihre Verwendung in der Kommunikation durch den Menschen, die historische Entwicklung, ihr Erwerb etc.
- **Methode:** Erkenntnisse werden durch die Beobachtung sprachlicher Phänomene gewonnen.

Zur Vertiefung

Kompetenz und Performanz

Alle Menschen haben in Bezug auf ihre Erstsprache eine bestimmte Fähigkeit, die sog. Sprachkompetenz. Diese Fähigkeit erlaubt es ihnen, sprachliche Ausdrücke zu bilden und zu verstehen. Der Begriff der Sprachkompetenz stammt von Noam Chomsky (1965). Das implizite Sprachwissen ist von seiner konkreten Anwendung abzugrenzen, der **Performanz**. Nur in der Sprachverwendung lässt sich das verborgene sprachliche Wissen studieren. Sätze, die in der Kommunikation verwendet werden, sind Realisierungen der Sprachkompetenz.

Bereits Ferdinand de Saussure, der Begründer des Strukturalismus, unterscheidet in seinem *Cours de linguistique générale* (1916) verschiedene Sprachbegriffe:

Er differenziert zwischen

- **langage**, der »Fähigkeit menschlicher Rede«
- **langue**, dem Sprachsystem
- **parole**, dem konkreten Sprechen

Dabei entsprechen die Begriffe *langage* und *parole* in etwa den Begriffen »Kompetenz« und »Performanz« bei Chomsky, während der Begriff *langue* (verstanden als abstraktes einzelsprachliches Zeichen- und Regelsystem) keine unmittelbare Entsprechung bei Chomsky hat.

Die **kognitive Linguistik** generativer Prägung hat das Erkenntnisinteresse vom abstrakten Sprachsystem hin zum individuellen Sprachvermögen verschoben. Chomsky (1986) unterscheidet daher zwischen **I-** und **E-Sprache**: Das »I« im Begriff I-Sprache steht für individuell, intern und intensional. Damit ist das im Erstspracherwerb erworbene, mentale Wissen gemeint, das einen kompetenten Sprecher ausmacht. Das »E« im Begriff E-Sprache steht für extern, die E-Sprache entspricht in etwa der Sprachproduktion, also z. B. den Gesprächen oder Texten, in denen eine Sprache sich materialisiert. Das eigentliche Untersuchungsobjekt der kognitiven Linguistik ist die I-Sprache, da sie die Sprachfähigkeit erforscht. Die E-Sprache ist aber auch relevant, da manchmal nur durch sie der Zugang zur I-Sprache möglich ist. Das gilt z. B. für historische Sprachstufen: Da es keine Sprecher des Althochdeutschen mehr gibt, die wir fragen könnten, ob eine bestimmte Form oder Konstruktion für sie grammatisch ist, sind wir auf die überlieferten Textzeugnisse angewiesen, um die Grammatik des Althochdeutschen zu rekonstruieren.

Die sprachlichen Daten können experimentell erzielt werden oder durch Selbstbeobachtung (Introspektion) zustande kommen. Sie können aber auch in mündlicher oder schriftlicher Form schon vorliegen. Insbesondere für historische Sprachstufen ist man auf die überlieferten Textzeugnisse angewiesen.

- **Die Daten** werden segmentiert (in kleinste sprachliche Einheiten zerlegt), klassifiziert (die kleinsten Einheiten werden zu Klassen mit gleichen Eigenschaften zusammengefasst) und im Rahmen der verwendeten Theorie analysiert. Gesucht wird jeweils nach Mustern und Regeln, die den Objektbereich charakterisieren.
- **Theorie:** Ziel der Analyse ist eine Beschreibung von Sprache als Objekt. Die Beschreibung umfasst

Linguistik als Wissenschaft

ein Inventar von sprachlichen Einheiten und im besten Fall Verallgemeinerungen (sog. Generalisierungen), die in Form von gültigen Regeln, Mustern und Prinzipien ausgedrückt werden können. Darüber hinaus erlaubt die Beschreibung unter Umständen Vorhersagen über und Erklärungen für sprachliche Phänomene. Von einer Theorie spricht man nur dann, wenn die Beschreibung widerspruchsfrei ist.

▪ **Repräsentation:** Um die Widerspruchsfreiheit zu garantieren oder zumindest leichter überprüfbar zu machen, verwendet man manchmal – wie in den Naturwissenschaften üblich – formale Repräsentationen. Das heißt nichts anderes, als dass die theoretischen Erkenntnisse in eine formale Sprache übersetzt werden.

Nur wenn die Forschungstätigkeiten eine widerspruchsfreie Theorie zum Ziel haben, kann man sie wissenschaftliche Tätigkeiten nennen (vgl. Posner 2003).

Zur Vertiefung

Metasprache und Objektsprache

Die wissenschaftlichen Beschreibungen sind wieder in einer menschlichen (oder wie erwähnt einer formalen) Sprache verfasst. Wir **verwenden** also unter Umständen unsere eigene Sprache, um ein sprachliches Objekt, nämlich unsere eigene Sprache, zu beschreiben. Die zu beschreibende Sprache heißt demgemäß Objektsprache und die beschreibende Sprache wird **Metasprache** genannt. Die Metasprache ist die Fachsprache, in der wir über Sprache als Untersuchungsgegenstand sprechen. Als Illustration mag das Satzpaar *Frankfurt ist schön* vs. *Frankfurt hat neun Buchstaben* dienen. Im ersten Satz wird der Name der Stadt Frankfurt verwendet. Wir bezeichnen die Stadt. Im zweiten Satz wird nicht der Name verwendet; vielmehr wird eine Eigenschaft des sprachlichen Objektes *Frankfurt* genannt. Objektsprachliche Elemente werden in der Regel kursiv gesetzt.

Der Versuch, die Modelle und Methoden der Naturwissenschaften zu übernehmen, ist eines der Erfolgsrezepte der modernen Sprachwissenschaft.

Sprachbegriff

Sprache: Die wissenschaftliche Tätigkeit setzt voraus, dass der Untersuchungsgegenstand, also die Sprache, überhaupt Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Er muss Systemcharakter haben. Allgemein spricht man von der menschlichen Sprache als einem **Zeichensystem**, das zur Kommunikation ver-

wendet wird. Sprachlichen Ausdrücken werden Zeichen oder Zeichenfolgen zugeordnet, deren Kombination und Verwendung einer bestimmten, abstrakten Systematik unterliegen. Die sprachlichen Zeichen bilden die Einheiten dieses Systems und die Kombinationsregeln die Struktur. Das Zeichen vermittelt zwischen dem beim Sprechen produzierten Lautstrom (bzw. Schriftzeichen oder Gebärden) und dem ausgedrückten Gedanken. Dieses Zeichensystem ist stetigem Wandel unterworfen.

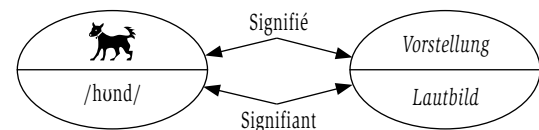
Beteiligte Disziplinen: Steht die Untersuchung des Systemcharakters der menschlichen Sprache im Vordergrund des Interesses, dann ist die Sprachwissenschaft eine Teildisziplin der **Semiotik**, der Lehre der Zeichensysteme. Steht im Vordergrund, dass das sprachliche System als Modell für das sprachliche Wissen von Menschen untersucht wird, dann ist die Sprachwissenschaft eine Teildisziplin der **Kognitionswissenschaft**. Man kann unter Umständen noch weiter gehen und Sprachsystemen physiologische Realität zusprechen. Das heißt nichts anderes, als dass unser Gehirn so konzipiert ist, dass das Sprachsystem dort angelegt sein kann. In dieser Sichtweise ist Sprachwissenschaft eine Teildisziplin der **Humanbiologie**.

Sprachliche Zeichen haben zwei Seiten: das Bezeichnende (Lautbild) und das Bezeichnete (Vorstellung) (zum Strukturalismus s. Kap. III.5.2.3).

Definition

→ **Bilateraler Zeichenbegriff:** Das Zeichen ist bei de Saussure eine mentale Einheit: Die beiden Seiten des Zeichens werden **Lautbild** (auch Signifikant, Bezeichnendes, franz. *signifiant*) und **Vorstellung** (auch Signifikat, Bezeichnetes; franz. *signifié, concept*) genannt.

De Saussure visualisiert das Zeichen für einen Ausdruck wie *Hund* wie folgt: /hund/ repräsentiert das, was man weiß, wenn man weiß, wie *Hund* ausgesprochen wird.



Die Beziehung zwischen den beiden Bestandteilen des Zeichens ist **arbiträr** (= willkürlich). Es besteht also z. B. kein innerer oder notwendiger Zusammenhang zwischen der Lautfolge, die mit dem Wort *Hund* verbunden ist, und dem damit bezeichneten Tier. Es gibt aber Ausnahmen wie *Kuckuck*. Der Name des Kuckucks ist abgeleitet von seinem Ruf. Die arbiträre Beziehung zwischen Laut und Vorstellung zeigt sich u. a. daran, dass Sprachen gelegentlich unterschiedliche Lautfolgen für dieselbe Vorstellung benutzen: *Briefmarke* vs. *Postwertzeichen*.

Außerdem ist die Zuordnung **konventionell**, d. h. sie unterliegt gesellschaftlichen Abmachungen. Die Beziehung muss also gelernt werden (zum Bedeutungsbegriff s. Kap. II.3.2.4; zum Wortschatzerwerb s. Kap. II.5.2.2).

Mentales Lexikon: Für das **Zeicheninventar** hat sich heute der Begriff des mentalen Lexikons etabliert. Das mentale Lexikon ist Bestandteil des sprachlichen Wissens eines jeden Sprechers. Zusätzlich zum Lautbild und der Vorstellung sind auch Informationen zur Verwendung des Zeichens in der Produktion von Wörtern oder Sätzen gespeichert (s. Kap. II.2.2.2.1) sowie unter Umständen Registerinformationen. Diese Information regelt, in welchem Sprachstil ein Zeichen zu verwenden ist (schriftlich, mündlich, dialektal, neutral).

Paradigma: Die sprachlichen Einheiten des mentalen Lexikons stehen in **paradigmatischen Beziehungen** zueinander. Betrachtet wird hier der Effekt der Ersetzung eines sprachlichen Elementes durch ein anderes im Wort- oder Satzzusammenhang. Die Frage ist, ob zwei (oder mehr) Elemente in derselben sprachlichen Umgebung vorkommen können oder nicht.

- **Opposition:** Stellt sich ein Unterschied in der Funktion oder Bedeutung ein, wenn ein Ausdruck durch einen anderen ersetzt wird, dann stehen die beiden Ausdrücke in Opposition: *Papagei* und *Wellensittich* stehen in dieser Beziehung, weil beide in der sprachlichen Umgebung *Der ... frisst Körner* vorkommen können.
- **Komplementäre Distribution** liegt vor, wenn zwei Elemente niemals in derselben Umgebung realisierbar sind. Als Beispiel kann hier die Pluralbildung im Deutschen gelten.
- Von **freier Variation** spricht man, wenn zwei Elemente in derselben Umgebung stehen können, ohne dass sich ein Funktions- oder Bedeutungsunterschied ergibt: *Briefmarke/Postwertzeichen*.

Ein Paradigma ist eine Sammlung von sprachlichen Einheiten (Zeichen oder einzelne Laute), deren Austausch einen Funktions- oder Bedeutungswechsel zur Folge hat. Paradigmenbildung ist die Voraussetzung für die **Klassifikation** von sprachlichen Einheiten.

Syntagma: Die Elemente der einzelnen Paradigmen können zu neuen Wörtern, Wortfolgen oder Sätzen zusammengesetzt werden: *Der Papagei frisst Körner*. Zwischen den Elementen bestehen Beziehungen. Diese Beziehung nennt man syntagmatisch. Jede Kette von Einheiten in einer linearen Abfolge von Ausdrücken einer Äußerung nennt man **Syntagma**.

Mentale Grammatik: Die Regeln für die Kombination der sprachlichen Einheiten zu Wörtern und Sätzen sind ebenfalls mental gespeichert. Unter der Annahme, dass Sprache ein kognitives System ist, existieren mentale Grammatik und mentales Lexikon im Kopf. Der Begriff der mentalen Grammatik unterscheidet sich wesentlich von dem traditionellen Grammatikbegriff. Traditionelle Grammatiken sind möglichst vollständige Beschreibungen der Sprache. Sie beinhalten eine Sammlung von Generalisierungen über die Beobachtungen zu dieser Sprache. Auf der Basis der beschreibenden Grammatik sollte sich die mentale Grammatik modellieren lassen.

Merkmale der menschlichen Sprache sind insbesondere die folgenden: die sog. zweifache Gliederung der Sprache (Martinet 1960), die Rekursivität der Regeln (Chomsky 1957), die sog. Kompositionalität der Bedeutung (Frege 1884) und die situationelle Ungebundenheit (Hockett 1960).

- **Zweifache Gliederung der Sprache:** In der Kommunikation (schriftlich oder mündlich oder mittels der Gebärden einer Gebärdensprache) werden *Ausdrücke für* die Zeichen, nicht die Zeichen selbst realisiert. Wörter, Sätze oder Texte sind Realisierungen von Zeichenketten. Sprachliche Mitteilungen sind grundsätzlich zweifach gliederbar. Einerseits können wir einen Lautstrom in **bedeutungstragende** Einheiten zerlegen: Wörter oder kleinere bedeutungstragende Einheiten, sog. **Morphe** bzw. **Morpheme** (s. Kap. II.2.2). Andererseits können wir diese Einheiten in **bedeutungsdifferenzierende** Einheiten zerlegen: die einzelnen **Laute** bzw. **Phoneme**. Der Ausdruck *Hund* ist mit der Lautfolge /hʊnd/ assoziiert und eine Bedeutungseinheit. Ändern wir einen Laut in der Lautfolge, ändert sich die Bedeutung. Ersetzen wir das /h/ in *Hund* durch ein /f/ ergibt sich *Fund*. Die beiden Wörter unterscheiden sich nur bezüglich

Mentale Repräsentationen von Sprache

Merkmale

eines Lautes. /f/ und /h/ können bedeutungsstragende Einheiten unterscheiden. Die Laute haben aber einzeln keine Bedeutung. Diese zweifache Gliederung betrifft das Lautbild im Saussure'schen Zeichen. Das Lautbild kann eine bedeutungsstragende Einheit repräsentieren und selbst aus bedeutungslosen Einheiten, den Lauten, zusammengesetzt sein.

- **Rekursivität der Regeln:** Aus einfacheren sprachlichen Ausdrücken können komplexere Ausdrücke zusammengesetzt werden, die neue Gedanken ausdrücken, die niemals vorher produziert oder gehört wurden. Sprache ist kreativ. Um diese Eigenschaft der Sprache zu erfassen, sind rekursive Regeln für die Beschreibung der Strukturen notwendig, also Regeln, die auf sich selbst wieder angewendet werden können, um komplexe Ausdrücke zu erzeugen. Illustrieren lässt sich das an Konstruktionen mit Genitivattributen: *der Papagei der Frau des Chefs meiner Mutter*. Die Konstruktionsregel, die dieser Wortfolge zugrunde liegt, generiert aus einer Kombination von Nomen und Genitivattribut einen komplexen Ausdruck, dem man wieder ein Genitivattribut hinzufügen kann etc. Dieser Prozess kann unendlich wiederholt werden. Und wir könnten solche Konstruktionen prinzipiell verstehen, würde uns unser Gedächtnis nicht einen Strich durch die Rechnung machen.

- **Kompositionalität:** Den Regeln, die für die Konstruktionen von Wortfolgen eingesetzt werden, entsprechen Regeln für die Bedeutung. Die Bedeutung eines komplexen Ausdruckes ergibt sich aus der Bedeutung seiner unmittelbaren Teile und der Art ihrer Kombination. Eine Wortsequenz kann damit mehr als eine Bedeutung erhalten, wenn mehr als eine Verknüpfungsmöglichkeit für die einfachen Ausdrücke existiert: *teure Papageien und Wellensittiche* kann bedeuten »Papageien, die teuer sind, und Wellensittiche«, aber auch »Papageien und Wellensittiche und davon jeweils die teuren«.

- **Situationelle Ungebundenheit:** Mit menschlicher Sprache kann man Gedanken über Tatsachen und Fakten ausdrücken, die in der aktuellen Situation des Gesprächs nicht gegeben sind. Man kann Träume erzählen oder sich schildern, wie es wäre, wenn es nicht so ist, wie es ist.

Sprachebenen: Der Systemcharakter der Sprache drückt sich auf verschiedenen Ebenen aus. Die wichtigsten sprachlichen Ebenen sind:

- Phonologie (Phoneme)
- Morphologie (Morpheme)
- Syntax (Satzstruktur)
- Semantik (Wort- und Satzbedeutung)

Unsere Sprachfähigkeit in Bezug auf all diesen Ebenen wird durch die **kommunikativen Fähigkeiten** komplettiert: Wir wissen üblicherweise, wie sprachliche Ausdrücke in der Verwendungssituation zu verstehen sind, auch wenn dieses Verständnis von dem abweicht, was gesagt wird. *Können Sie die Tür schließen?* ist zum Beispiel als Frage formuliert, auf die man mit *ja* oder *nein* antworten kann. Gemeint ist aber normalerweise die Aufforderung oder Bitte, die Tür zu schließen. Diese Thematik ist Gegenstand der Pragmatik.

Die Linguistik erforscht die Sprache als System, und zwar

- **synchron**, d.h. die Gleichzeitigkeit sprachlicher Elemente (das System zu einem bestimmten Zeitpunkt)
- **diachron**, d.h. die zeitliche Abfolge (Veränderung, Entwicklung) eines Systems (z.B. die Entwicklung des Konsonantensystems vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen)

Zwei weitere Untersuchungsansätze lassen sich neben diesen zwei zentralen Forschungsausrichtungen unterscheiden:

- **typologisch**, d.h. der Vergleich verschiedener sprachlicher Systeme (z.B. Deutsch im Vergleich zum Türkischen)
- **ontogenetisch**, d.h. die Veränderung des Sprachsystems im einzelnen Individuum im Lauf des Spracherwerbs

Diese Einführung in die Sprachwissenschaft enthält Kapitel zu allen linguistischen Kernbereichen sowie zur historischen Linguistik und zum Spracherwerb, die weitere zentrale Bereiche darstellen.

Phonologie/Phonetik: Die **Phonetik** erforscht, eher naturwissenschaftlich orientiert, wie konkrete Sprachlaute materiell beschaffen sind, gebildet und wahrgenommen werden. Die **Phonologie** abstrahiert dagegen von den konkreten materiellen Lauteigenschaften und beschreibt die Merkmale und Stellung von Lauteinheiten vor dem Hintergrund ihrer bedeutungsunterscheidenden Funktion im Lautsystem der jeweiligen Sprache.

Die Morphologie ist als »Lehre von den Formen« Teilgebiet verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen wie Biologie, Geologie und Sprachwissenschaft. Gegenstand der linguistischen Morphologie sind die universellen und sprachspezifischen Regularitäten, die den Aufbau und die innere Struktur komplexer Wörter betreffen. Die zentrale Erkenntnis ist dabei, dass komplexe Wörter aus kleineren Bausteinen zusammengesetzt sind, die mit einer bestimmten Bedeutung bzw. einer bestimmten grammatischen Funktion assoziiert sind

(sog. Morpheme). Im Rahmen dieser Einführung werden grundlegende theoretische Begriffe und Analysemethoden der modernen Morphologie vorgestellt und anhand einer Auswahl wesentlicher morphologischer Phänomene des Deutschen motiviert.

Die Syntax ist die Teildisziplin der Sprachwissenschaft, die Sätze, deren Aufbau und Eigenschaften untersucht. Auf den ersten Blick bestehen Sätze einfach aus einer Kette von Wörtern. Bei genauerer Betrachtung stellt man fest, dass in einem Satz bestimmte Wörter voneinander abhängen (Dependenz) bzw. enger zusammengehören und sogenannte Konstituenten bilden (Konstituenz). Die **universellen und sprachspezifischen Prinzipien der Syntax** werden anhand des deutschen Satzes vorgestellt. Die Darstellung orientiert sich einerseits an der langen Tradition der deskriptiven deutschen Grammatik, wie sie unter anderem im Duden ihren Ausdruck findet, ist andererseits aber dezidiert der Tradition der generativen Grammatik verpflichtet.

In der Semantik und Pragmatik kann man drei Interessenschwerpunkte ausmachen :

- **Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit:** Mit vielen sprachlichen Ausdrücken beziehen wir uns auf Dinge in der Welt, auf die diese Ausdrücke angewendet werden können. Die Kenntnis der Bedeutung eines sprachlichen Ausdruckes ermöglicht den Bezug. Wie sieht dieser Bezug aus?
- **Verhältnis von Sprache und Denken:** Mit Sprache drücken wir Gedanken aus. Welcher Teil des sprachlichen Wissens befähigt uns dazu?
- **Verhältnis von Sprache und Handlung:** Mit Sprache kann man handeln. Man kann Personen informieren, beeinflussen, manipulieren. Welchen Gesetzmäßigkeiten folgen diese Handlungen und wie sind sprachliche Handlungen von nicht-sprachlichen Handlungen abzugrenzen?

Die Antworten auf diese Fragen sind vielfältig. Die größten Impulse haben Semantik und Pragmatik erst seit Anfang des 19. Jh.s aus der Sprachphilosophie erhalten. Semantik und Pragmatik spielen ihrerseits seit der kognitiven Wende eine wesentli-

che Rolle in den an der Kognitionswissenschaft (*cognitive science*) beteiligten Disziplinen wie der Psychologie, Informatik/künstliche Intelligenz, den Neurowissenschaften und in der Soziologie.

Die historische Sprachwissenschaft beschäftigt sich mit der Geschichte der deutschen Sprache von den Anfängen der Überlieferung bis zur Gegenwart. Im Zentrum stehen die Erforschung und Beschreibung der **Prinzipien und Regelmäßigkeiten grammatisch-strukturellen Sprachwandels**, z. B. Veränderungen in der Morphologie und Syntax sowie mögliche Zusammenhänge zwischen beiden. Aber auch generellere Fragen wie, warum es überhaupt Sprachwandel gibt und wie er mit anderen Aspekten (insbesondere Spracherwerb und Sprachgebrauch) zusammenhängt, werden untersucht.

Die Spracherwerbsforschung ist Teil der Psycholinguistik. Sie untersucht, wie Sprecher/innen eine oder mehrere Sprachen erwerben und welche Erwerbsprozesse diesen Weg bestimmen. Die Spracherwerbsforschung lässt sich dabei u. a. von folgenden Fragen leiten:

- Welche Phänomene werden sprachübergreifend gleich erworben?
- Welchen Einfluss hat die jeweilige Grammatik auf den Spracherwerb?
- Mit welchen Voraussetzungen sind Sprachlerner für die Bewältigung der Erwerbsaufgabe ausgestattet?

Um zentrale Einflussgrößen des Spracherwerbs zu erforschen, wird u. a. untersucht, welche Rolle das **Alter bei Erwerbsbeginn** für den Spracherwerbsverlauf und -erfolg spielt. Die **Erforschung von Sprachstörungen** kann Antwort darauf geben, inwieweit sprachliche und nichtsprachliche Fähigkeiten zusammenhängen. Zwischen Spracherwerbsforschung und linguistischer Theorie bestehen vielfältige Wechselbeziehungen. Die linguistische Theorie erlaubt die Ableitung spezifischer Vorhersagen für den Erwerb. Gleichzeitig helfen Ergebnisse aus dem Spracherwerb, konkurrierende linguistische Erklärungsansätze zu überprüfen. Unerwartete Ergebnisse liefern neue Forschungsfragen für die linguistische Theorie und tragen so zur Theoriebildung bei.

Literatur

- Chomsky, Noam (1957):** *Syntactic Structures*. Den Haag.
- (1965): *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Mass.
- (1986): *Knowledge of Language: Its Nature, Origin, and Use*. New York u. a.
- Frege, Gottlob (1884):** *Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch-mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*. Breslau.
- Hockett, Charles (1960):** »The Origin of Speech«. In: *Scientific American* 203, S. 88–106.
- Martinet, André (1960):** *Éléments de linguistique générale*. Paris.
- Posner Roland (2003):** »The Relationship between Individual Disciplines and Interdisciplinary Approaches«. In: Ders./Klaus Robering/Thomas A. Sebeok (Hg.): *Semiotics: A Handbook on the Sign-Theoretic Foundations of Nature and Culture*. Band III. Berlin/New York, S. 2341–2374.
- Saussure, Ferdinand de (2001):** *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* [1931]. Berlin/New York (franz. *Cours de linguistique générale*. Redigé par Charles Bally et Albert Séchehaye. Paris/Lausanne 1916; 1922).
- Tracy, Rosemarie/Gawlitzek-Maiwald, Ira (2000):** »Bilingualismus in der frühen Kindheit«. In: Hannelore Grimm (Hg.): *Sprachentwicklung. Enzyklopädie der Psychologie CIII*, Band. 3. Göttingen, S. 495–535.

Cécile Meier, Petra Schulz und Helmut Weiß

2 Grammatik

2.1 Phonetik und Phonologie

2.2 Morphologie

2.3 Syntax

2.1 | Phonetik und Phonologie

2.1.1 | Einleitung

Sprache tritt zunächst, bevor sie beispielsweise verschriftlicht wird, vor allem als Lautsprache auf – man spricht daher auch vom **Primat der gesprochenen Sprache**. Mit den lautlichen Aspekten einer Sprache beschäftigen sich die sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen der Phonetik und der Phonologie.

2.1.2 | Phonetik

Die Phonetik untersucht die materiellen, insbesondere die physiologischen und physikalischen Eigenschaften mündlicher Äußerungen. Je nachdem, ob dabei der Sprecher, das Schallsignal oder der Hörer im Zentrum der Betrachtung steht, unterscheidet man Artikulatorische, Akustische und Auditive Phonetik. Wir werden uns im Folgenden auf die **Artikulatorische Phonetik** beschränken, zumal die hier gewonnenen Erkenntnisse eine zentrale Rolle in der Phonologie sowie in weiteren Bereichen der Sprachwissenschaft spielen, etwa in der Sprachgeschichte (s. Kap. II.4) (zu den anderen phonetischen Teilgebieten vgl. Kohler 1995; Pompino-Marschall 2003; Reetz 2003).

2.1.2.1 | Phonetische Grundlagen

Die Lautproduktion erfolgt in drei Phasen:

1. Initiation: Über Lungen und Atemwege strömt Atemluft aus.

2. Phonation: Die Atemluft wird bei ihrem Weg durch den Kehlkopf (Larynx) mithilfe der beweglichen Stimmlippen, die die Stimmritze (Glottis) umschließen, in Schwingungen versetzt, so dass ein Stimmtön erzeugt wird. Die Erzeugung eines Stimmtöns erfolgt bei allen Vokalen und bei bestimmten Konsonanten (s. u.). Die Stimmlippen können dagegen auch geöffnet werden, so dass die

Atemluft den Kehlkopf passiert, ohne in Schwingungen versetzt zu werden. Dies ist bei der Produktion stimmloser Konsonanten der Fall. Außerdem können die Stimmlippen auch verschlossen und dann plötzlich geöffnet werden, wodurch der sog. Knacklaut, auch bezeichnet als Glottisverschlusslaut oder fester Stimmeinsatz, zum Beispiel vor Vokalen im Anlaut (s. u.) erzeugt wird.

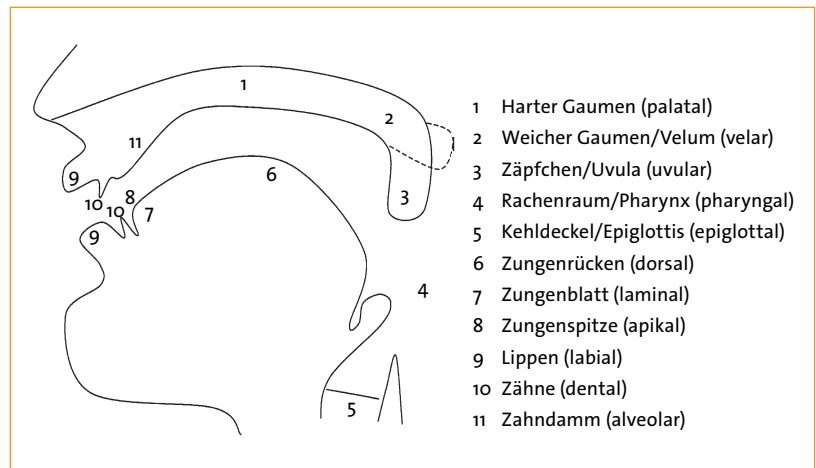
3. Artikulation: Der Luftstrom wird im Rachenraum und der Mund- und Nasenhöhle (man spricht hier auch vom Ansatzrohr) moduliert. Dabei sind eine ganze Reihe von Artikulationsorganen beteiligt, nämlich Lippen, Zunge, Zähne, Gaumen, Zäpfchen und Nasenraum (s. Abb. 1).

Die auf diese Weise erzeugten Einzellaute, die der Sprecher einer Sprache auditiv segmentieren, d. h. aufgrund des Höreindrucks als Einzellaute unterscheiden kann, werden auch als **Phone** bezeichnet.

Der Hörer ist in der Lage, den kontinuierlichen Sprachschall in seiner Sprache in Phone zu zerlegen. Um Phone exakt zu notieren (auch »transkribieren«), verwendet man üblicherweise die Zeichen des **internationalen phonetischen Alphabets (IPA)**. Diese besondere Schreibweise

Phasen der
Lautproduktion

Abbildung 1:
Artikulationsstellen
und -organe



Definition

Ein → **Phon** ist eine durch auditive Segmentierung gewonnene lautliche Elementareinheit. Phone können nach ihrer artikulatorischen Hervorbringung klassifiziert werden. Sie werden in der IPA (International Phonetic Alphabet)-Transkription wiedergegeben und in eckigen Klammern notiert: [...].

ist nötig, da unsere Orthographie die Laute nicht eindeutig abbildet. So hat ein Buchstabe oft verschiedene lautliche Entsprechungen, etwa das *v* in *viel* im Unterschied zu dem in *variabel* (in IPA-Schreibweise [f] vs. [v]). Umgekehrt kommt es auch vor, dass ein und derselbe Laut orthographisch durch verschiedene Buchstaben oder Buchstabenkombinationen wiedergegeben wird, beispielsweise der lange e-Laut in *er*, *leer* und *Lehrer* (in IPA-Schreibweise jeweils [e:]). Die IPA-Zeichen sind dagegen eindeutig und zudem für alle Sprachen verwendbar.

Phone lassen sich nach ihrer lautlichen Hervorbringung klassifizieren. Wird die ausströmende Luft durch eines der Artikulationsorgane auf irgendeine Art behindert, entstehen **Konsonanten**. Bei der Hervorbringung von **Vokalen** kann die Luft dagegen ungehindert ausströmen.

2.1.2.2. | Die Konsonanten des Deutschen

Artikulationsart

Alle Konsonanten, also die Phone, bei deren Erzeugung der Luftstrom behindert wird, können nach folgenden drei Kriterien klassifiziert werden (s. Tab. 1; vgl. auch Kohler 1999; Ramers 1998):

- **Artikulationsart:** Klassifikation nach der Art der Behinderung der ausströmenden Luft
- **Artikulationsort:** Klassifikation nach der Stelle oder dem Organ, mit dem die Atemluft behindert wird

Tabelle 1:
Die Konsonanten
des Deutschen

	bilabial	labio-dental	dental	alveolar	post-alveolar	palatal	velar	uvular	glottal
Plosive	p b			t d			k g		ʔ
Frikative		f v		s z	ʃ ʒ	ç	x	χ ʁ	h
Nasale	m			n			ŋ		
Laterale				l					
Vibranten				r				ʀ	
Gleitlaute						j			

- **stimmhaft/stimmlos:** Klassifikation nach der Beteiligung eines Stimmtons oder dem Fehlen desselben

1. Die Klassifikation nach der Artikulationsart ist den Zeilen der Tabelle zu entnehmen:

- Bei **Plosiven** (Verschlusslauten) wird der Luftstrom kurzzeitig ganz blockiert. Dann wird der Verschluss plötzlich wieder geöffnet, wobei die Luft ein Explosionsgeräusch erzeugt. Zu den Plosiven gehören im Deutschen die Laute [p] wie in *Perle*, [b] wie in *Boot*, [t] wie in *Tau*, [d] wie in *Ding*, [k] wie in *Kiste* und [g] wie in *Geist*, aber auch der oben erwähnte Knacklaut oder Glottisverschlusslaut vor Vokalen im Anlaut [ʔ] (z.B. am Beginn von *an* [ʔan]), da hier ein entsprechender Verschluss im Kehlkopf selbst erfolgt.
- **Frikative** (Reibelaute, Spiranten) werden dagegen gebildet, indem der Luftstrom durch ein Artikulationsorgan eingengt wird. Die entstehenden Luftturbulenzen erzeugen ein Reibegegeräusch. Dies ist der Fall bei den meisten deutschen Konsonanten, nämlich bei [f] wie in *viel*, [v] wie in *warm*, [s] wie in *große*, [z] wie in *Sache*, [ʃ] wie in *schön*, [ʒ] wie in *Garage*, [ç] wie in *ich* (sog. Ich-Laut), [x] wie in *Koch* (auch als Ach-Laut bezeichnet, wobei nach [a] genau genommen die uvulare Variante [χ] gesprochen wird), [χ] wie in *Dacht*, [ʁ], der von vielen Sprechern des Deutschen, insbesondere im Rheinland, produzierte r-Laut z.B. in *Reise* und der Hauchlaut [h] wie in *Hof*. Plosive und Frikative werden auch unter dem Oberbegriff **Obstruenten** zusammengefasst.
- Als **Nasale** werden diejenigen Konsonanten bezeichnet, bei denen der Mundraum verschlossen und das Gaumensegel (Velum), das sonst die Nasenhöhle verschließt, gesenkt wird, so dass der Luftstrom durch die Nase entweicht. Im Deutschen sind das die Laute [m] wie in *Mut*, [n] wie in *neu* und [ŋ] wie in *eng*.

- **Laterale** (laterale Approximanten) sind Laute, bei denen der Luftstrom im Mundraum mittig behindert wird und nur an den Zungenseiten entweichen kann. Ein solcher Laut ist [l] wie in *lieb*.
- Die **Vibranten** werden durch einmaliges oder wiederholtes schnelles Schlagen eines beweglichen Artikulationsorgans erzeugt. Die ›gerollten‹ r-Varianten zählen im Deutschen dazu: das Zungenspitzen-r [r] sowie das Zäpfchen-r [ʀ], bei dem sich das Zäpfchen ähnlich wie beim Gurgeln bewegt. Laterale und Vibranten werden auch unter dem Oberbegriff **Liquide** zusammengefasst.
- Bei **Gleitlauten** (zentralen Approximanten) strömt die Luft durch eine Verengung in der Zungenmitte aus. Die Engebildung ist jedoch so gering, dass kein Reibegeräusch entsteht. Gleitlaute werden daher auch als Halbvokale bezeichnet. Im Standarddeutschen gibt es nur den Gleitlaut [j] wie in *ja*. (In manchen Darstellungen wird der Anlaut von *ja* dagegen als palatale Frikativ klassifiziert.)
- Die **Affrikaten** (›angeriebenen‹ Laute), im Deutschen [pf] wie in *Pfeil*, [ts] wie in *Ziel*, aber auch [tʃ] wie in *Kitsch*, [dʒ] wie in *Dschungel* sowie u. a. in schweizerdeutschen Dialekten [kx] statt des standarddeutschen [k] etwa in *Zucker*, sind Kombinationen aus am gleichen Artikulationsort gebildetem (homorganen) Plosiv und Frikativ (und daher nicht gesondert in Tab. 1 aufgeführt). Der Verschluss wird nach dem Plosiv nicht vollständig gelöst, sondern geht in eine Engebildung an derselben (oder eng benachbarten) Artikulationsstelle über.

2. Der Klassifikation nach dem Artikulationsort entsprechen die einzelnen Spalten in Tabelle 1. Die Bezeichnungen leiten sich von den lateinischen Fachbegriffen für die verschiedenen Artikulationsstellen und -organe ab (s. Abb. 1).

- **Bilabiale** Laute, im Deutschen [p], [b] und [m], werden mit einem Verschluss bzw. einer Engebildung mit beiden Lippen produziert.
- Bei den **Labiodentalen** [f] und [v] erfolgt die Engebildung dagegen zwischen Unterlippe und oberen Schneidezähnen. Bilabiale und Labiodentale werden auch unter dem Oberbegriff ›**Labiale**‹ zusammengefasst.
- **Dentale** werden mit einer Engebildung bzw. einem Verschluss zwischen Zunge und oberen Schneidezähnen gebildet. Im Deutschen werden die entsprechenden Konsonanten i. d. R.

etwas weiter hinten gebildet und zwar am Zahndamm (den Alveolen).

- Zu den **Alveolaren** zählen im Deutschen die meisten Konsonanten: die Plosive [t] und [d], die Frikative [s] und [z], der Nasal [n], der Lateral [l], sowie das ›gerollte‹ Zungenspitzen-r, der Vibrant [r]. Noch etwas weiter hinten erfolgt die Engebildung für die Frikative [ʃ] und [ʒ], die deshalb als **post-alveolar** (auch palatoalveolar) klassifiziert werden.
- Die **Palatale** [ç] und [j] werden am harten Gaumen gebildet.
- **Velare** dagegen entstehen am weichen Gaumen. Zu ihnen gehören die Plosive [k] und [g], der Frikativ [x] sowie der Nasal [ŋ].
- Bei den **Uvularen** erfolgt die Engebildung am Zäpfchen (der Uvula). Dazu zählen die Frikative [χ] und [ʁ] sowie der Vibrant [ʀ], der ebenfalls mit dem Zäpfchen produziert wird und zwar, indem dieses gegen die Hinterzunge schlägt.
- Die **Glottale** [ʔ] und [h] werden gebildet, indem mithilfe der Stimmlippen ein Verschluss bzw. eine Engebildung direkt in der Stimmritze (Glottis) im Kehlkopf erzeugt wird.

3. Die Klassifikation nach stimmhaft bzw. stimmlos

betrifft die Frage, ob bei der Bildung des entsprechenden Konsonanten ein Stimmton beteiligt ist oder nicht. Während Nasale und Liquide prinzipiell stimmhaft sind, gibt es bei den Obstruenten, also den Plosiven und den Frikativen, Paare von mit gleicher Artikulationsart und am gleichen Artikulationsort gebildeten Lauten, die sich nur bzgl. der Stimmhaftigkeit unterscheiden. In Tabelle 1 ist dann innerhalb einer Spalte der stimmlose Laut jeweils links, der stimmhafte rechts eingetragen. Der Konsonant [p] ist also ein stimmloser bilabialer Plosiv, [b] dagegen ein stimmhafter, [f] ist ein stimmloser labiodentaler Frikativ, [v] ein stimmhafter usw. (In der historischen Sprachwissenschaft werden stimmhafte Plosive auch als *Mediae* bezeichnet und stimmlose Plosive als *Tenues*; s. Kap. II.4.4.3.1).

2.1.2.3 | Die Vokale des Deutschen

Im Gegensatz zu den Konsonanten wird bei den Vokalen der Luftstrom in Rachen- und Mundraum nicht blockiert oder behindert. Die mithilfe der Stimmlippen in Schwingungen versetzte Luft erzeugt vielmehr in dem durch Zunge und Lippen verschieden geformten Resonanzraum oberhalb

Artikulationsort

stimmhaft/stimmlos

5. **Gemäß der Lippenrundung** werden unterschieden:

- **Gerundete Vokale**, die mit vorgestülpten, gerundeten Lippen artikuliert werden.
- **Ungerundete Vokale**, die ohne zusätzliche Rundung der Lippen artikuliert werden.

Die Lippenrundung korreliert weitgehend mit der Zungenlage: Alle hinteren Vokale sind im Deutschen gerundet, d.h. sie werden mit vorgestülpten, gerundeten Lippen artikuliert. Alle zentralen Vokale sind ungerundet. Bei den vorderen Vokalen gibt es sowohl gerundete Vokale, nämlich [y], [ʏ], [ø] und [œ], als auch ungerundete, nämlich [i], [ɪ], [e] und [ɛ].

Diphthonge liegen vor, wenn zwei Vokale in einer Silbe kombiniert werden. Im Deutschen zählen zu den Diphthongen [aɪ] wie in *weiß*, [aʊ] wie in *Schaum* und [ɔɪ] wie in *neu*. (Der kleine Bogen unter dem zweiten Vokal ist das IPA-Zeichen für »nicht-silbisch«, drückt also aus, dass der zweite Vokal nicht zu einer neuen, sondern zu derselben Silbe gehört). Bei der Produktion von Diphthongen bewegt sich die Zunge aus einer Vokalposition in eine andere, wie Abbildung 3 mithilfe des Vokaltrapezes verdeutlicht.

Der Ausgangspunkt dieser Zungenbewegung ist relativ eindeutig, der Endpunkt kann variieren, was die Pfeile symbolisieren. (Daher findet man auch verschiedene Transkriptionen für die Diphthonge, etwa [aɛ] statt [aɪ], [aʊ] statt [aʊ] und [ɔɛ] statt [ɔɪ].) Gemäß ihrer Artikulation sind übrigens auch die Kombinationen von Vokal und vokalisiertem r, die zusammen in einer Silbe vorkommen, Diphthonge, z. B. in *Tier* [i:ɹ], *Tür* [y:ɹ] oder *wer* [e:ɹ].

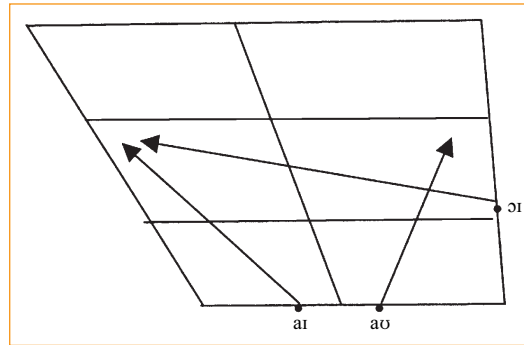


Abbildung 3:
Artikulation
der Diphthonge

se Ebenen spielen bei der Beschreibung von phonologischen Prozessen und in der Akzentzuweisung eine entscheidende Rolle.

Definition

Ein → **Phonem** ist das kleinste **distinktive** (= bedeutungsunterscheidende) Segment einer Sprache. Phoneme stehen miteinander in **Opposition**, d. h. sie kontrastieren, und können daher durch **Minimalpaarbildung** bestimmt werden. Phoneme werden in **Schrägstriche** eingeschlossen notiert: /.../.

Minimalpaare sind Paare von Wörtern mit unterschiedlicher Bedeutung, die sich genau in einem Lautsegment unterscheiden. Im Deutschen bilden z. B. folgende Wortpaare Minimalpaare:

- *Igel* [ʔi:gəl] – *Egel* [ʔe:gəl] /i:/ vs. /e:/
- *Egel* [ʔe:gəl] – *Ekel* [ʔe:kəl] /g/ vs. /k/
- *Ekel* [ʔe:kəl] – *Esel* [ʔe:zəl] /k/ vs. /z/
- *Esel* [ʔe:zəl] – *edel* [ʔe:dəl] /z/ vs. /d/

Einige Minimalpaare unterscheiden sich nur bezüglich einer einzigen Lauteigenschaft eines Segments, z. B.

- *Igel* [ʔi:gəl] – *Egel* [ʔe:gəl] bezüglich der Eigenschaft mittel/hoch beim zweiten Segment
- *Egel* [ʔe:gəl] – *Ekel* [ʔe:kəl] bezüglich der Eigenschaft stimmhaft/stimmlos beim dritten Segment
- *Esel* [ʔe:zəl] – *edel* [ʔe:dəl] bezüglich der Artikulationsart Frikativ/Plosiv beim dritten Segment

Solche einzelnen Lauteigenschaften mit distinktiver Funktion nennt man **phonologische Merkmale** (zuerst u. a. angenommen von Bloomfield 1933, Trubetzkoy 1939, Chomsky/Halle 1968). Man kann Phoneme daher auch als Bündel oder Kom-

Minimalpaare

2.1.3 | Phonologie

2.1.3.1 | Phonologische Grundbegriffe und Merkmale

Die Phonologie beschäftigt sich mit der Struktur und den Kombinationsmöglichkeiten von Lauteinheiten. Sie untersucht die Funktion von Lauten (Phonemen) innerhalb eines Sprachsystems. Dabei stehen nicht die konkreten materiellen Eigenschaften der Laute im Zentrum, sondern die Rolle der Laute bei der Bedeutungsunterscheidung. Darüber hinaus betrachtet die Phonologie auch Ebenen oberhalb des Einzellauts (des Segments) wie die Silbe, den Fuß und das prosodische Wort. Die-

Phonologische
Merkmale

plexe von bestimmten phonologischen Merkmalen auffassen. Auf diese Weise kann man die einzelnen Phoneme noch genauer analysieren und das Lautsystem einer Sprache noch einfacher beschreiben (nach Wiese 2000 genügen 22 distinktive Merkmale, um alle von ihm angesetzten 37 Phoneme des Standarddeutschen zu erfassen).

Ein Ziel und gleichzeitig eine wichtige Herausforderung der phonologischen Forschung ist es, möglichst universelle phonologische Merkmale zu definieren, so dass man prinzipiell die Lautsysteme aller Sprachen mithilfe verschiedener Kombinationen des überschaubaren Inventars an phonologischen Merkmalen beschreiben kann (Universalität). Phonologische Merkmale sind oft binär (zweiwertig), d. h. man kann bezüglich des Merkmals einen Plus- und einen Minus-Wert unterscheiden (Binarität). Das phonologische Merkmal, das bei dem Minimalpaar *Igel* – *Egel* distinktiv ist, wird beispielsweise als [+/- hoch] gefasst, das bei *Egel* – *Ekel* bedeutungsdifferenzierende Merkmal als [+/- stimmhaft], das bei *Esel* – *edel* als [+/- kontinuierlich], d. h. die Luft kann bei der Artikulation des Lautes ausströmen oder aber wird kurzzeitig blockiert. Gewisse Merkmale werden dagegen als unär oder privativ angesehen, d. h. sie sind bei einem Laut entweder anwesend oder abwesend.

Die Laute, die durch eine Menge gemeinsamer Merkmale charakterisierbar sind, bilden sog. **natürliche Klassen**. So bilden alle Vokale, Nasale und Liquide beispielsweise eine natürliche Klasse, da sie alle das Merkmal [+ sonorant] aufweisen, d. h. dass sie spontan stimmhaft sind, die Stimm-

bänder bei der Artikulation dieser Laute also automatisch schwingen. Sie unterscheiden sich damit etwa von den Obstruenten, bei denen es zwar auch stimmhafte Laute gibt, diese sind aber nicht spontan stimmhaft.

Nicht alle tatsächlichen Eigenschaften eines Lautes sind in einer Sprache distinktiv. Dies ist je nach Sprache unterschiedlich. So ist etwa im Deutschen das Merkmal [+/- aspiriert] nicht distinktiv. Dieses Merkmal gibt wieder, ob Plosive behaucht sind oder nicht, d. h. ob nach der Verschlusslösung bis zum Vokaleinsatz eine Zeit lang Luft ausströmt, die als Hauchgeräusch wahrgenommen wird (Transkription: [ʰ]), z. B. im Fall von [pʰ] in *Pudel* im Gegensatz zu [p] in *Spule*.

In anderen Sprachen wie im Hindi gibt es Minimalpaare, die sich nur bezüglich des phonologischen Merkmals [+/- aspiriert] unterscheiden. Im Deutschen ist eine entsprechende Minimalpaarbildung nicht möglich und daher bezeichnet man die aspirierte und nicht-aspirierte Variante eines Plosivs als Allophone.

Definition

Als → **Allophone** bezeichnet man alle Varianten eines Phonems, die sich nur bezüglich nicht distinktiver (nicht bedeutungsdifferenzierender) Merkmale unterscheiden. Kennzeichnend für Allophone ist daher, dass eine Minimalpaarbildung nicht möglich ist.

Zwei Arten der Varianz sind bei Allophonen zu unterscheiden (vgl. Trubetzkoy 1939):

Stellungsbedingte Varianz oder kombinatorische Allophonie liegt vor, wenn die Varianten des Phonems in **komplementärer Distribution** vorkommen, d. h. immer nur in verschiedenen Lautkontexten auftreten. Dies gilt im Deutschen etwa für das angeführte Beispiel der Aspiration von Plosiven, die typischerweise in einem bestimmten Lautkontext, nämlich am Silbenanfang vor Vokal auftritt, in anderen Kontexten aber nicht. Ein weiteres Beispiel für stellungsbedingte Varianz und komplementäre Distribution ist die Verteilung des Ich- bzw. Ach-Lauts: Nach hinteren und zentralen Vokalen folgt der Laut [x] (z. B. in *Loch* oder *Flucht*), in allen anderen Kontexten der Laut [ç] (z. B. in *Hecht*, *Milch*, *Chemie*), d. h. überall dort, wo [x] gesprochen wird, kommt [ç] normalerweise nicht vor und umgekehrt. Es gibt entsprechend im Deutschen keine zwei Wörter mit unterschiedli-

Zur Vertiefung

Phonologische Merkmale: Merkmalsmatrizen und Merkmalsgeometrien

Jedes Phonem kann in Form einer Liste oder Tabelle mit entsprechenden Plus- bzw. Minus-Werten für alle distinktiven Merkmale eindeutig charakterisiert werden (vgl. u. a. Ramers 1998; Wiese 2010; Hall 2011) z. B.:

/ɣ/ [- konsonantisch, + sonorant, - hinten, + vorn, + hoch, - tief, + rund, - gespannt, - lang]

Im Gegensatz zu der Ansicht, dass Segmente ein Bündel von Merkmalen ohne interne Struktur darstellen (zur Formalisierung in sog. Merkmalsmatrizen vgl. Chomsky/Halle 1968), geht man heute in der Phonologie davon aus, dass die Segmente eine interne Merkmalsstruktur aufweisen. Phonologische Merkmale können in größeren Klassen zusammengruppiert werden. Zwischen einzelnen Merkmalen bestehen Beziehungen. Bestimmte Merkmale tauchen nur im Zusammenhang mit anderen überhaupt auf oder aber folgen aus anderen. Dies wird üblicherweise dargestellt, indem die phonologischen Merkmale in einem hierarchisch organisierten Baum angeordnet werden (sog. Merkmalsgeometrien, vgl. Hall 2011; Spencer 1996; Wiese 2010).

cher Bedeutung, die sich nur im Ich- bzw. Ach-Laut unterscheiden. Beide Laute sind folglich Allophone eines Phonems.

Freie Varianz kommt bei Allophonen ebenfalls vor. Die Wahl der jeweiligen Variante hängt dann nicht vom lautlichen Kontext ab, sondern z. B. von stilistischen, sozialen oder regionalen Faktoren. Ein in der Literatur häufig angeführtes Beispiel sind die verschiedenen Realisierungen des r-Lautes im Deutschen (vgl. Kohler 1995, 165 f.): Neben der Aussprache als uvularer Vibrant [ʀ] bzw. Frikativ [ʁ], wird der r-Laut in regionalen Varianten des Deutschen wie dem Österreichisch-Bairischen oder Alemannischen auch als gerolltes Zungenspitzen-r, also als alveolarer Vibrant [r] gesprochen. Dabei führt die Aussprache des r-Lautes als [ʀ], [r] oder [r] wiederum nie zu einem Bedeutungsunterschied zwischen zwei Wörtern. Es liegen also ebenfalls Allophone eines einzigen Phonems vor. (Insofern die verschiedenen r-Varianten jedoch dialektal bedingt sind, ist die Varianz nicht in einem strengen Sinn ›frei‹.)

2.1.3.2 | Phonologische Prozesse und Regeln

Zwischen Minimalpaaren wie *Bogen* – *Wogen* einerseits und *Bogen* – *Bögen* andererseits besteht ein wichtiger Unterschied, insofern *Bogen* und *Bögen* in einem engeren Zusammenhang stehen: Beides sind Formen eines Lexems. Sie unterscheiden sich lautlich nicht in beliebiger, sondern in systematischer Weise. Der Zusammenhang verschiedener Lautformen verwandter Wörter (etwa der Formen eines Lexems oder verschiedener verwandter Lexeme wie z. B. *Lob* – *loblich*) kann durch Ableitung (Derivation) einer lautlichen Form aus der anderen mithilfe phonologischer Prozesse und Regeln dargestellt werden.

Hierbei gibt es einerseits Prozesse, die durch das Sprachsystem bedingt sind. So ist beispielsweise der Umlaut, der bei *Bogen* – *Bögen* zu beobachten ist, im heutigen Deutschen morphologisch bedingt: Er tritt vor bestimmten Pluralaffixen (*Tuch* – *Tüch-er*, *Bach* – *Bäch-e*), vor dem Komparativaffix (*alt* – *älter*), im Konjunktiv II bestimmter Verben (*hob* – *höbe*) und vor Derivationsuffixen auf (*Kalb* – *Kälb-chen*). Auch im Althochdeutschen war der Umlaut sprachintern bedingt, hier jedoch durch den Lautkontext (s. Kap. II.4.5.1.1).

Zum anderen können phonologische Prozesse durch Sprechtempo, Stilebene und Kommunikationssituation bedingt sein. Bei höherem Sprechtempo ist im Deutschen etwa Schwa-Til-

gung vor Nasal im Wortauslaut (z. B. *Leben* [le:bən] > [le:bŋ]) oder Angleichung eines Nasals an einen vorausgehenden Plosiv (z. B. *Leben* [le:bən]/[le:bŋ] > [le:bm]) zu beobachten.

Die Hauptarten phonologischer Prozesse werden im Folgenden kurz vorgestellt (vgl. Ramers 1998; Hall 2011; Wiese 2010).

Assimilation nennt man den phonologischen Prozess der Angleichung eines Segments in bestimmten Merkmalen an andere Segmente im Äußerungskontext. Dabei unterscheidet man nach der Richtung der Angleichung (Assimilationsrichtung) zwei Unterarten:

- **Progressive Assimilation** liegt vor, wenn ein vorangehendes Segment die Angleichung eines folgenden Segments bewirkt. Dies ist im Deutschen z. B. bei der erwähnten Angleichung eines Nasals an einen vorausgehenden Plosiv bezüglich des Artikulationsortes bei schnellem Sprechtempo der Fall (*Leben* [le:bən]/[le:bŋ] > [le:bm], *legen* [le:gən]/[le:gŋ] > [le:gŋ]).
- Um **regressive Assimilation** handelt es sich dagegen, wenn ein nachfolgendes Element die Angleichung eines vorausgehenden Elements bewirkt. Im Deutschen ist beispielsweise bei schnellem Sprechtempo auch die Angleichung eines Nasals bezüglich des Artikulationsortes an einen folgenden (velaren) Plosiv zu beobachten (*unklar* [... nk ...] > [... ŋk ...]).

Außerdem kann man Fälle von Assimilation nach der Nähe der beteiligten Segmente klassifizieren:

- In den eben angeführten Beispielen handelt es sich jeweils um **Kontaktassimilation**, d. h. eine Angleichung unmittelbar benachbarter (adjazenter) Segmente.
- Von **Fernassimilation** spricht man dagegen bei der Angleichung nicht-adjazenter Segmente, also einer Assimilation über andere Segmente hinweg. So ist der Umlaut im Althochdeutschen als die Angleichung eines Vokals an das Merkmal [+vorn] eines /i/ oder /j/ in der Folgesilbe zu beschreiben (s. Kap. II.4.5.1.1). Diese Vokangleichung bezüglich der Zungenlage erfolgte auch über Konsonanten hinweg, z. B. in *gast* ›Gast‹ – *gesti* ›Gäste‹.

Dissimilation bezeichnet das Gegenstück zur Assimilation, also einen phonologischen Prozess, bei dem zwei Segmente einander in bestimmten Merkmalen unähnlicher werden. Ein Beispiel hierfür ist die sprachhistorische Entwicklung von wortfinalen Konsonanten-Kombinationen aus zwei Frikativen zu Plosiv und Frikativ, z. B. Mhd. *wahs* [vaxs] > Nhd. *Wachs* [vaks].

Phonologische
Prozesse

Elision ist ein phonologischer Prozess, bei dem Segmente getilgt werden. Oben wurde bereits die Schwa-Tilgung vor Nasal im Wortauslaut erwähnt (z. B. *Leben* [le:bən] > [le:bŋ]). Weitere Beispiele wären die Tilgung stimmhafter Plosive vor silbischen Nasalen (z. B. *reden* [re:dŋ] > [re:ŋ]) oder die Tilgung des wortfinalen Plosivs (z. B. in *nicht* [niçt] > [niç]).

Epenthese ist wiederum das Gegenstück zur Elision, bezeichnet also einen phonologischen Prozess, bei dem Segmente hinzugefügt werden. So ist im Deutschen beispielsweise das Einfügen eines am gleichen Artikulationsort gebildeten Plosivs zwischen einem Nasal und einem alveolaren, stimmlosen Obstruenten (/t/ oder /s/) zu beobachten (z. B. *kommt* [... mt] > [... mpt]). Ein weiteres Beispiel ist die Insertion des Glottisverschlusslautes vor Vokal im Deutschen, wie etwa in [ʔalt] oder [te:ʔa:tə]. Diese erfolgt jedoch nicht generell, sondern nur fußinitial (s. u.).

Neutralisierung nennt man einen phonologischen Prozess, bei dem der Merkmalskontrast zwischen zwei Phonemen in einem bestimmten Kontext aufgehoben wird. Beispiel hierfür ist der für das Deutsche typische Prozess der **Auslautverhärtung**: Im Silbenauslaut (Koda, s. u.) wird der ansonsten bedeutungsdifferenzierende Kontrast zwischen stimmhaften und stimmlosen Obstruenten zugunsten der stimmlosen aufgegeben (z. B. *buntes* [... t ...] – *Bundes* [... d ...] aber *bunt* [... t] – *Bund* [... t]).

2.1.3.3 Die Silbe

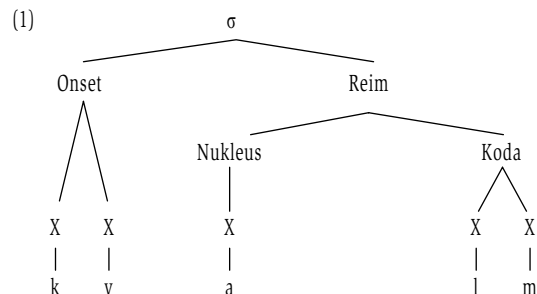
Nachdem wir uns mit einzelnen Lauten und deren Merkmalen beschäftigt haben, betrachten wir im Folgenden größere lautliche Einheiten näher, die aus Einzellaute zusammengesetzt sind: die Silben. (Die Beschäftigung mit phonologischen Strukturen oberhalb des einzelnen Segments wird auch als suprasegmentale Phonologie bezeichnet.)

Definition

Eine → **Silbe** ist eine aus einem oder mehreren Phonemen bestehende lautliche Einheit. Sie enthält mindestens einen Kern oder **Nukleus**. Davor kann sie einen **Ansatz** oder **Onset** aufweisen. Nach dem Nukleus kann ein **Auslaut**, die **Koda**, folgen. Nukleus und Koda bilden zusammen den **Reim**.

In der Phonologie spielen Silben eine große Rolle, da sich beispielsweise eine Reihe phonologischer Prozesse auf Silben beziehen. Dies gilt etwa für die oben erwähnte Auslautverhärtung im Deutschen, die nicht bloß am Wortende, sondern generell am Ende von Silben, genauer in der Koda, erfolgt.

Die Struktur einer Silbe (Symbol: σ) verdeutlicht die Darstellung des monosyllabischen, d. h. einsilbigen Wortes *Qualm* in (1). Zwischen der Schicht der Silbenkonstituenten (Onset, Nukleus und Koda) und der Schicht der einzelnen Segmente ist die sog. Skelettschicht eingetragen, die u. a. die Länge der Segmente abbildet. (Die Skelettschicht wird in anderen Darstellungen statt mit X-Positionen auch mit C-V-Positionen wiedergegeben. Daneben werden in der Phonologie auch Silbenstrukturdarstellungen mit weiteren kleineren Untereinheiten der Silbe, den sog. Moren, verwendet; weiterführend zu Silbenstrukturen vgl. Ewen/van der Hulst 2001; Hall 2011; Ramers 1998; Wiese 2000, 2010).



Zur Vertiefung

Phonologische Regeln

Phonologische Prozesse lassen sich in Form phonologischer Regeln beschreiben (vgl. u. a. Ramers 1998; Wiese 2010; Hall 2011). Die allgemeine Form phonologischer Regeln lautet:

$A \rightarrow B/X_Y$

Das bedeutet: Merkmal(e) A (Input) wird/werden zu Merkmal(en) B (Output), wenn A zwischen X und Y steht (Kontext), wobei X und Y wiederum phonologische Merkmale oder auch phonologische oder morphologische Grenzen sein können (z. B. Wortgrenze, Morphemgrenze, Silbengrenze). Der waagerechte Strich unten bezeichnet die Position des Inputs im Lautkontext. Der eben angeführte Prozess der Auslautverhärtung kann beispielsweise folgendermaßen als phonologische Regel formalisiert werden:

$[- \text{sonorant}, + \text{konsonantisch}, + \text{stimmhaft}] \rightarrow [- \text{stimmhaft}]/_ \$$

Die Merkmalskombination $[- \text{sonorant}]$ (›nicht spontan stimmhaft‹), $[+ \text{konsonantisch}]$ (›mit Behinderung des Luftstroms oberhalb der Glottis‹) und $[+ \text{stimmhaft}]$ kennzeichnet die stimmhaften Obstruenten. Diese werden $[- \text{stimmhaft}]$ vor einer Silbengrenze (Symbol: \$).

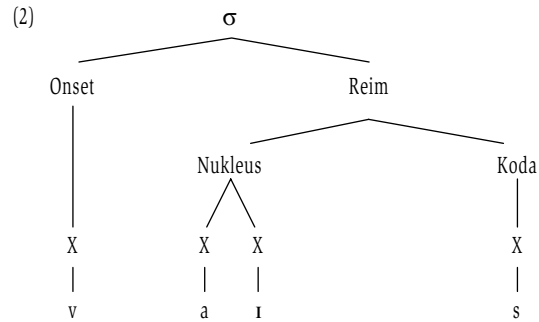
Das erste Element des Nukleus (im obigen Beispiel besteht der Nukleus überhaupt nur aus einem Element, aber s. u.) bildet den **Silbengipfel**. Dies ist das Segment mit der höchsten **Sonorität** innerhalb der Silbe, das heißt mit der höchsten Schallintensität, der größten Lautstärke und dem größten Öffnungsgrad des Ansatzrohrs. Der Silbengipfel ist meistens ein Vokal, seltener ein silbischer Konsonant (in IPA gekennzeichnet mit einem kleinen Strich unter dem Lautsymbol, wie z. B. beim letzten Konsonant in dem oben angeführten, zweisilbigen Wort [le:bn̩]).

Innerhalb einer Silbe können Phoneme nicht beliebig kombiniert werden. Es gibt hierbei vielmehr eine Reihe von Beschränkungen. Die Kombinationsmöglichkeiten, Tendenzen und Implikationen in Silbenstrukturen aufzudecken und zu erklären, indem man sie etwa auf möglichst universelle Prinzipien zurückführt, ist ein weiteres Ziel der Phonologie. Die Lehre von den Regularitäten einer bestimmten Sprache bezüglich dieser Kombinatorik und Beschränkungen nennt sich **Phonotaktik**. Eine phonotaktische Beschränkung besteht beispielsweise darin, dass innerhalb der Silbe die Sonorität zum Silbengipfel hin ansteigen und danach abfallen muss. Diese Beschränkung erklärt die Ungrammatikalität (gekennzeichnet durch den hochgestellten Stern) einer Silbe wie *[vkaml] (im Gegensatz etwa zu der Silbe [kvalm]): Die Sonorität würde innerhalb der Silbe zunächst abfallen, dann ansteigen, wieder fallen und schließlich wieder ansteigen. Die unterschiedlich hohe Sonorität der verschiedenen Lautklassen gibt die sog. **Sonoritätshierarchie** wieder (s. Abb. 4).

Hieraus erklärt sich auch die spiegelbildliche Anordnung von Plosiven und Nasalen/Liquiden im Onset und in der Koda beispielsweise bei **Klang** versus **Kalk**. Die Plosive als Laute mit der geringsten Sonorität stehen jeweils am äußeren Rand der Silbe. Nasale bzw. Liquide, die eine höhere Sonorität besitzen, stehen näher zum Silbengipfel hin. (Mithilfe der Sonoritätshierarchie kann man auch andere lautliche Gegebenheiten erklären, etwa die verschiedenen Lautprodukte der zweiten Lautverschiebung, s. Kap. II.4.5.3.1).

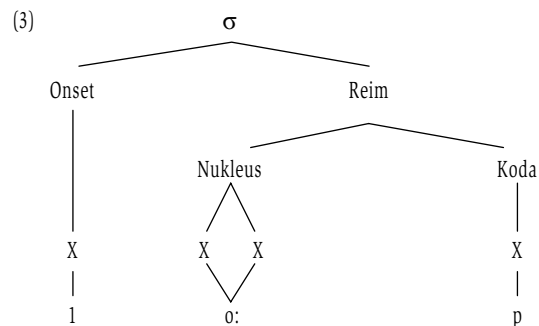
Bei der Analyse von Silbenstrukturen sind ein paar Besonderheiten zu beachten:

Diphthonge werden auf der Skelettschicht zwei X-Positionen zugeordnet, wie die Silbenstruktur von *weiß* in (2) illustriert:



Langvokale werden ebenfalls mit verzweigendem Nukleus dargestellt. Die Länge des Segments wird also durch die Zuordnung zu den X-Positionen der Skelettschicht erfasst.

Als Beispiel die Analyse des Einsilblers *Lob* in (3):



Affrikaten stellen zwar akustisch eine Kombination aus zwei Konsonanten, nämlich einem Plosiv und einem Frikativ dar, verhalten sich aber wie ein einziges Segment und werden daher nur einer X-Position auf der Skelettschicht zugeordnet. Dies illustriert die Silbenstruktur von *zum* in (4) (s. S. 46).

Untersucht man die verschiedenen Strukturen einer großen Zahl von Silben, erkennt man, dass es neben der oben erwähnten Beschränkung zum Sonoritätsverlauf innerhalb der Silbe auch Beschrän-

Silbenstruktur

geringste Sonorität

Plosive

Affrikaten

Frikative

Nasale

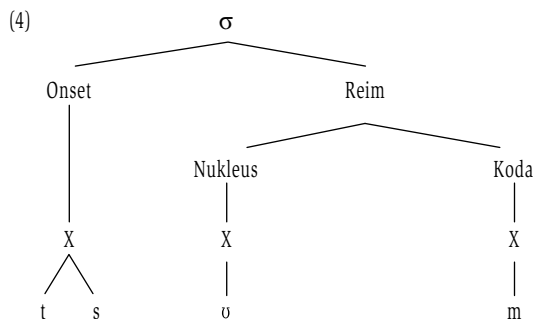
Liquide

hohe Vokale

sonstige Vokale

höchste Sonorität

Abbildung 4:
Sonoritätshierarchie



kungen gibt, wieviele Segmente beispielsweise im Onset oder in der Koda vorkommen können. Die **maximale Silbe** im Deutschen enthält zwei X-Positionen im Onset. Eine Silbe wie *[pslaŋ] kann also im Deutschen nicht vorkommen, obwohl sie durchaus der Beschränkung bezüglich des Sonoritätsverlaufs entspricht.

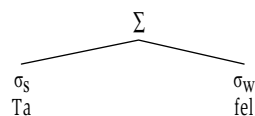
Der Reim darf höchstens drei X-Positionen aufweisen. Nach Kurzvokal kann die Koda also maximal aus zwei Konsonanten bestehen, nach Langvokal oder Diphthong, die jeweils schon zwei X-Positionen auf der Skelettschicht entsprechen, dagegen nur aus einem Konsonanten. Diese Tatsache motiviert auch die entsprechende silbenstrukturelle Analyse mit verzweigendem Nukleus. So ist etwa die komplexe Koda nach Kurzvokal in [ʃɛlm] möglich. Nach Langvokal kann dagegen wie etwa in [ʃe:l] nur ein Konsonant die Koda bilden. Eine Silbe *[ʃe:lm] kann also im Deutschen nicht vorkommen. Ebenso ist nach Diphthong eine Koda aus einem Segment möglich, etwa in [zaɪl]. Eine zweigliedrige Koda *[zaɪlm] o. ä. kommt dagegen nicht vor.

Affrikaten verhalten sich dagegen wie ein einziges konsonantisches Segment und entsprechen daher auf der Skelettschicht bloß einer X-Position. Dies illustrieren Fälle wie die erste Silbe im Wort *Pflaume*, die, da sie ja tatsächlich im Deutschen vorkommt, offensichtlich nicht gegen die Beschränkung der maximalen Silbe verstößt, d. h. [pf] und [l] müssen jeweils in der Silbenstruktur einer Position X zugeordnet werden. Eine Ausnahme bezüglich der Beschränkung zur maximalen Silbe bilden allerdings die Obstruenten [t], [d], [s] und [ʃ], die noch vor oder nach der Silbe stehen können und dann als **extrasilbisch** bezeichnet werden (man spricht auch vom Silbenpräfix bzw. Appendix). So erklärt sich etwa die komplexe Lautfolge [tʁ] in *Strumpf*.

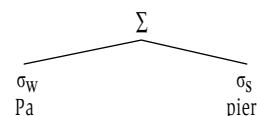
2.1.3.4 | Akzent und Intonation

So wie ein oder mehrere Phoneme zusammen eine Silbe (σ) bilden können, bilden auch Silben zusammen wiederum Obereinheiten, die sog. **Füße** (Σ). Ein Fuß enthält eine akzentuierte oder betonte Silbe σ_s (s für »strong«) und beliebig viele unbetonte Silben σ_w (w für »weak«). Man unterscheidet **kopffinitiale** Füße, die mit der betonten Silbe beginnen ($\sigma_s \dots$), von **kopffinalen** Füßen, bei denen die betonte Silbe die letzte Silbe ist ($\dots \sigma_s$). Füße können in Form metrischer Bäume dargestellt werden (vgl. Hall 2011). (Daneben gibt es auch die Darstellungsform als metrische Gitter, vgl. Hayes 1995). Die wichtigsten Fußtypen, die u. a. auch in der Dichtung als Versfuß Verwendung finden, sind (s. Kap. III.4.3.2.2):

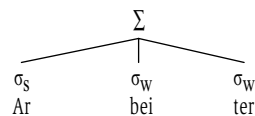
Trochäus:



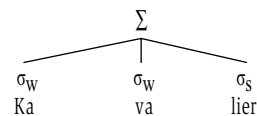
Jambus:



Daktylus:



Anapäst:



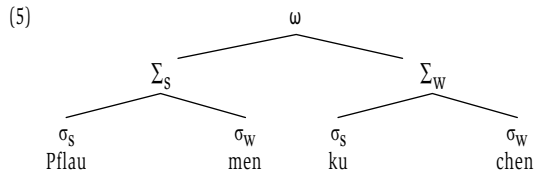
Im Deutschen findet man im Bereich des Kernwortschatzes vor allem den Trochäus als Fußtyp. Diese Präferenz für Trochäen zeigt sich auch in der Flexion (s. Kap. II.2.2.3): Flektierbare Einsilbler weisen in ihrem Flexionsparadigma auch zweisilbige, trochäische Formen auf (z. B. *Baum* – *Bäume*), Zweisilbler bleiben dagegen auch flektiert zweisilbig (z. B. *Kanne* – *Kannen*) (vgl. Eisenberg u. a. 1992).

Füße sind wie Silben phonologische Domänen, auf die sich phonologische Prozesse beziehen können. Im Deutschen gilt dies beispielsweise für die oben erwähnte Epenthese des Glottisverschlusslautes vor Vokal, die nicht bloß wie bei [ʔalt] am Wortanfang erfolgt, sondern auch wortintern, aber auch nicht generell am Anfang einer Silbe, sondern nur am Anfang eines Fußes, daher [teʔa:te] aber *[kore:ʔa] (vgl. Hall 1992). Außerdem spielen Füße bei der Akzentzuweisung eine zentrale Rolle.

Wortakzent: Füße bilden wiederum Obereinheiten, die phonologischen oder **prosodischen**

Füße

Wörter (ω). Innerhalb des prosodischen Wortes trägt eine Silbe den Hauptakzent. Man nennt dies den **Wortakzent**. Innerhalb eines Kompositums, d. h. eines zusammengesetzten Wortes (s. Kap. II.2.2), ist der entsprechende Fuß damit ebenfalls betont (Σ_s). Eine spannende Fragestellung der Phonologie besteht darin, einen Algorithmus für den Wortakzent zu finden, also genau vorherzusagen, wo der Wortakzent liegen muss. Im Deutschen liegt der Wortakzent in der Regel auf dem Wortstamm. Präfixe und Suffixe sind dagegen normalerweise unbetont (Ausnahmen bilden hier allerdings Prä- bzw. Suffixe wie *ur-*, *un-*, *-ei*, *-ieren*). Innerhalb eines Kompositums liegt der Wortakzent in der Regel auf dem ersten Bestandteil (es sei denn, der zweite Bestandteil ist selbst wiederum ein Kompositum):



Satzakzent: Innerhalb eines ganzen Satzes ist wiederum eine Wortakzentsilbe am prominentesten, d. h. durch Tonhöhe hervorgehoben. Dieser

Satzakzent wird durch Großbuchstaben gekennzeichnet. Er kann z. B. aufgrund unterschiedlicher syntaktischer und informationsstruktureller Gegebenheiten im Satz variieren. Die Regularitäten für den Satzakzent zu erfassen und zu erklären ist ein weiteres Forschungsziel der Phonologie.

- (6) Káthrin will MORgen nach Háuse fáhren.
 (7) Káthrin will mórgen nach HAUse fáhren.

Die Intonation, d. h. der Tonhöhenverlauf, spielt ebenfalls auf der Satzebene eine wichtige Rolle. Die Intonation dient u. a. zur Unterscheidung verschiedener Satzmodi (s. Kap. II.2.3.4.1):

- Typisch für Deklarativsätze ist ein fallender, sog. **terminaler** Verlauf, z. B. in *Es regnet.* \
- Interrogativsätze weisen dagegen einen steigenden, sog. **interrogativen** Verlauf auf, z. B. in *Es regnet?* /

Während der Verlauf der Tonhöhe auf der Satzebene bedeutungsunterscheidend ist (der oben angeführte Deklarativsatz unterscheidet sich von dem Interrogativsatz nur durch den Tonhöhenverlauf), ist er im Deutschen im Unterschied zu anderen Sprachen wie dem Chinesischen auf der Worzebene in der Regel nicht distinktiv. Das Deutsche ist entsprechend eine **Intonationssprache** und keine **Tonsprache**.

Zitierte und weiterführende Literatur

- Bloomfield, Leonard (1933): *Language*. New York.
 Chomsky, Noam/Halle, Mark (1968): *Sound Patterns of English*. New York.
 Duden-Aussprachewörterbuch (©2005). Mannheim u. a.
 Eisenberg, Peter u. a. (Hg.) (1992): *Silbenphonologie des Deutschen*. Tübingen.
 Ewen, Colin J./van der Hulst, Harry (2001): *The Phonological Structure of Words. An Introduction*. Cambridge.
 Hall, Tracy Allan (1992): *Syllable Structure and Syllable Related Processes in German*. Tübingen.
 – (2011): *Phonologie. Eine Einführung*. Berlin/New York.
 Hayes, Bruce (1995): *Metrical Stress Theory. Principles and Case Studies*. Chicago.
 Kohler, Klaus J. (1995): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. Berlin.
 – (1999): »German«. In: *Handbook of the International Phonetic Association. A Guide to the Use of the International Phonetic Alphabet*. Cambridge, S. 86–89.
 Pompino-Marschall, Bernd (2003): *Einführung in die Phonetik* [1995]. Berlin/New York.
 Ramers, Karl Heinz (1998): *Einführung in die Phonologie*. München.
 Reetz, Henning (2003): *Artikulatorische und akustische Phonetik*. Trier.
 Spencer, Andrew (1996): *Phonology*. Oxford.
 Trubetzkoy, Nikolaj S. (1939): *Grundzüge der Phonologie*. Göttingen (Nachdr. 1958).
 Wiese, Richard (2000): *The Phonology of German*. Oxford.
 – (2010): *Phonetik und Phonologie*. Stuttgart.

Agnès Jäger

Wortakzent und Satzakzent

2.2 | Morphologie

2.2.1 | Einleitung

Gegenstand der Morphologie sind die universellen und sprachspezifischen Regularitäten, die die innere Struktur und den Aufbau von Wörtern betreffen. Der Begriff ›Morphologie‹ ist dabei selbst eine Wortschöpfung, die von Goethe gegen Ende des 18. Jh.s geprägt wurde (aus gr. *morphé*: Form, Gestalt und *-logie*: Wissenschaft von, Lehre von) und bald in der Biologie als ›Lehre von den organischen Formen‹ Verwendung fand. Später erfolgte dann die Übertragung in die Sprachwissenschaft als ›Lehre von den sprachlichen Formen‹. Der Phänomenbereich der Morphologie lässt sich an einem Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit des Gegenwartsdeutschen veranschaulichen. Zu Beginn der 1990er Jahre lancierte ein großer Getränkehersteller anlässlich der Einführung von PET-Mehrzweckflaschen eine Werbekampagne, die das neue Brause-Behältnis als *unkaputtbar* pries. Seitdem hat sich diese Neuschöpfung (auch **Neologismus** genannt) in der deutschen Gegenwartssprache etabliert – eine entsprechende Google-Recherche am 18.9.2009 brachte es auf immerhin 96200 Vorkommnisse. Dabei können die meisten Sprecher/innen intuitiv erkennen, dass *unkaputtbar* kein vollständig wohlgeformtes Wort des Deutschen darstellt. Diese Einschätzung wird auch von dem folgenden Beitrag in einem Internetforum geteilt:

»Also in meiner Dudenversion für den Rechner steht dieses Wort nicht. Es hat sich aber eingebürgert, wenngleich es – so meine Meinung – ein völlig Unwort ist.:-)«

Trotz dieser grammatischen Vorbehalte können wir dieses Wort ohne Weiteres verstehen. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass ein kompetenter Sprecher des Deutschen in der Lage ist, zu erkennen, dass ein komplexes Wort wie *unkaputtbar* in kleinere Bestandteile zerlegt werden kann, denen jeweils eine spezifische Bedeutung zukommt.

Dieses Beispiel zeigt, dass gerade auch durch den Verstoß gegen grammatische Regularitäten ein besonders wirksamer kommunikativer Effekt erzielt werden kann (dies macht man sich insbesondere in der Werbung zunutze, z. B. die mehrfachen Komparative *attraktiverer* als Werbeslogan für eine Fluggesellschaft oder *sicherererer* für einen Online-Zahlungsservice). Neologismen wie *unkaputtbar*

demonstrieren die expressive Kraft der morphologischen Komponente unserer Grammatik, die uns dazu befähigt, eine beliebige Zahl neuer Wörter zu erzeugen und zu verstehen.

Folgende Typen von Neuschöpfungen unterscheidet man in der Regel:

- **Neubildungen** entstehen (wie im vorliegenden Fall) durch die Rekombination von bereits existierenden Wortbausteinen;
- **Entlehnungen** nennt man Wörter, die aus anderen Sprachen übernommen werden (vgl. engl. *hip*, *cool*, *Computer* etc.);
- **Urschöpfungen** entstehen durch neue Zuordnungen von Lautkombinationen und Bedeutung wie *Hobbit* oder *Ork* (aus J.R.R. Tolkiens *Herr der Ringe*).

Die Kreativität der Wortbildung ähnelt dabei der kombinatorischen Vielfalt, die wir beim Aufbau komplexer Strukturen durch die Anwendung syntaktischer Regeln beobachten können. Dies weist darauf hin, dass auch die Erzeugung von Wörtern durch ein System von Regeln bestimmt wird, das im Rahmen der theoretischen Morphologie formal rekonstruiert wird. Ein interessanter Unterschied zwischen Morphologie und Syntax besteht jedoch darin, dass uns morphologische Neubildungen wie *unkaputtbar*, *googlen*, *simsen* (Kurznachricht mit dem Handy schicken), *Gammelfleisch*, oder *Fanmeile* unmittelbar auffallen, wenn wir sie zum ersten Mal wahrnehmen, während es uns in der Regel nicht bewusst wird, wenn wir einem noch

Beispielanalyse: *unkaputtbar*

Unkaputtbar besteht aus drei Wortbausteinen.

Basis des Worts ist das Adjektiv *kaputt*, an das das **Präfix** (d.h. Vorsilbe) *un-* und das **Suffix** (d.h. Nachsilbe) *-bar* angefügt wurden. Das Präfix *un-* bringt eine Negation zum Ausdruck, die auf die Basis angewendet wird, während das Suffix *-bar* zur Bildung von Adjektiven aus (zumeist transitiven) Verben dient. Die eingeschränkte grammatische Akzeptabilität von *unkaputtbar* ist dabei auf eine »unsachgemäße« Verwendung des adjektivableitenden Elements *-bar* zurückzuführen, das im vorliegenden Fall fälschlicherweise nicht an eine verbale Basis angefügt wurde, sondern an ein Element – *kaputt* –, das bereits ein Adjektiv ist.

nie zuvor gehörten Satz zum ersten Mal begegnen (diese Beobachtung geht zurück auf den Linguisten Otto Jespersen).

2.2.2 | Grundbegriffe und Teilbereiche

2.2.2.1 | Wörter, Wörter, Wörter

Wortschatz: Wörter sind der Bestandteil unserer Sprache, dessen wir uns am meisten bewusst sind. Dabei haben die wenigsten Sprecher einen Begriff davon, wie groß der Zahl der Wörter ist, über die sie verfügen. Der *Duden (Deutsches Universalwörterbuch)* beziffert den (Gesamt-)Wortschatz der Alltagssprache auf ca. 500 000 Wörter. Nimmt man dazu noch das Vokabular spezieller Gebiete wie Fachsprachen hinzu, dürfte die Zahl der Wörter in die Millionen gehen (so verzeichnet das *Projekt Deutscher Wortschatz* (<http://wortschatz.uni-leipzig.de/>) mehr als 9 Millionen verschiedener Wörter und Wortgruppen). Natürlich liegt die Zahl der Wörter, die von individuellen Sprecher/innen beherrscht werden, um einiges darunter; so umfasst neueren Schätzungen zufolge der durchschnittliche Wortschatz amerikanischer Collegestudenten ca. 17 000 Wörter (D'Anna u. a. 1991). Die Größe des Wortschatzes ist zudem abhängig von Faktoren wie Alter oder Bildungsgrad und kann daher von Sprecher zu Sprecher stark variieren (z. B. lassen sich laut *Goethe Wörterbuch* ca. 90 000 Wörter in Goethes Werken nachweisen). Darüber hinaus muss man unterscheiden zwischen:

- dem **aktiven Wortschatz** (Wörter, die man anwenden kann) und
- dem **passiven Wortschatz** (Wörter, die man verstehen kann).

Dabei verfügen Kinder im Alter von 10 Jahren in der Regel bereits über einen Wortschatz von ca. 10 000 Wörtern, d. h., sie müssen während ihres Spracherwerbs mindestens 2 bis 3 neue Wörter pro Tag gelernt haben.

Mentales Lexikon: Man nimmt an, dass der Bestand an Wörtern, über die ein einzelner Sprecher verfügt, in einem mentalen **Lexikon** abgespeichert sind, das für jeden **Lexikoneintrag** Informationen wie Lautgestalt, Bedeutung und **syntaktische Kategorie** (traditionell: **Wortart**) enthält. Die Einteilung in Klassen von kategorial unterschiedlichen Elementen ist dadurch motiviert, dass verschiedene Arten von Wörtern im Deutschen jeweils distinktive grammatische Eigenschaften aufweisen:

- **Nomen (Substantive)** bezeichnen oft konkrete Objekte (*Tisch, Katze, Gurke, Hut* etc.), zeigen spezielle Formen abhängig von Numerus oder Kasus (*Hut* vs. *Hüte*, *der Hut* vs. *des Huts*) und können durch Artikel oder Adjektive modifiziert werden (*der alte Hut*).

- **Verben** bezeichnen in der Regel Tätigkeiten (*lesen, arbeiten, küssen, gehen* etc.), treten in verschiedenen Formen auf, die u. a. Tempus (*sie geht* vs. *sie ging*), Modus (*sie geht* vs. *sie gehe*) sowie Person/Numerus des Subjekts (*sie geht* vs. *du gehst*) signalisieren, und verlangen oft nominale Kategorien als syntaktische Ergänzungen (*ein Buch lesen, den Frosch küssen*).

- **Adjektive** bezeichnen Eigenschaften (*alt, gut, sauer, schnell* etc.), können gesteigert (*schnell-schneller-am schnellsten*) werden und passen sich in ihrer Form an Eigenschaften des Nomens an, das sie modifizieren (*ein alter Mann, eine alte Frau, ein altes Pferd*). Dabei ist zu beachten, dass modifizierende Elemente wie Artikel und Adjektive in einer bestimmten Abfolge auftreten (*der alte Hut* vs. **alte der Hut*).

- **Adverbien** modifizieren Verben, Adjektive oder andere Adverbien und bezeichnen z. B. die näheren Umstände einer Handlung (*Maria küsst heute/oft/gerne Frösche*) oder den Grad, zu dem ein Adjektiv oder Adverb zutrifft (*ein echt/ziemlich alter Hut, Maria küsst sehr/ausgesprochen gerne Frösche*). Im Gegensatz zu den bislang genannten Wortarten/lexikalischen Kategorien ist die Form von Adverbien invariant.

- **Präpositionen** drücken zeitliche und räumliche Relationen aus (*unter dem Hut, auf den Tisch, nach Weihnachten, vor Semesterende* etc.). Präpositionen verlangen in der Regel eine nominale Ergänzung und treten wie Adverbien nur in einer einzigen Form auf.

Die genannten Wortarten haben gemeinsam, dass wir in der Regel in der Lage sind, ihnen eine mehr oder weniger konkrete lexikalische Bedeutung zuzuordnen. Daher spricht man hier auch von **lexikalischen Kategorien**. Darüber hinaus existieren in jeder Sprache aber auch Wörter, deren Bedeutungsgehalt weniger offensichtlich ist, und die in erster Linie dazu verwendet werden, grammatische Beziehungen oder Funktionen auszudrücken. In Abgrenzung zu den lexikalischen Kategorien werden diese Elemente auch als **funktionale Kategorien** bezeichnet. Dazu gehören **Artikel, Pronomen**, subordinierende (nebensatzeinleitende) **Konjunktionen** wie *dass, ob*, koordinierende Konjunktionen wie *und, oder*, **Auxiliare** (Hilfsverben wie *ha-*

ben oder sein) sowie **Partikeln** wie *ja, wohl, denn, ruhig, bloß* etc., die die Einstellung des Sprechers zu seiner Äußerung anzeigen (*Komm ruhig her* [Erlaubnis] vs. *Komm bloß her* [Drohung]). Zudem können auch Präpositionen in bestimmten Kontexten zum Ausdruck grammatischer Beziehungen verwendet werden (Markierung des Objekts in *Maria wartet auf Peter*, Markierung des Possessors/Besitzers in *das Auto von meiner Mutter*).

Allerdings enthält das mentale Lexikon nicht nur vollständige Wörter, sondern auch kleinere Wortbausteine wie *un-, ver-, ent-, -bar, -lich* etc., mit deren Hilfe komplexe Wörter gebildet werden können.

Wörter unterscheiden sich dabei nicht nur hinsichtlich ihrer Lautgestalt und Bedeutung, wie z. B. *Gurke* oder *Wolke*, sondern wir können auch feststellen, dass ein und dasselbe Wort abhängig vom syntaktischen Kontext, in dem es auftritt, unterschiedliche Formen annimmt:

- (1) a Marias **Vater** scheint ein alter Patriarch zu sein.
- b Mit den meisten **Vätern** dieser Generation verhält es sich ähnlich.
- c Bislang konnte Maria den Vorwürfen ihres **Vaters** aber immer Paroli bieten.

In (1) tritt das Wort *Vater* in drei verschiedenen Formen auf, die unterschiedliche Werte für die Merkmale Kasus und Numerus signalisieren: Nominativ Singular in (1a), Dativ Plural in (1b) und Genitiv Singular in (1c). Traditionell wird dieses Phänomen als **Deklination** bezeichnet. Dabei geht man in der Regel davon aus, dass nicht alle deklinierten Varianten eines Worts im Lexikon gespeichert sind. Vielmehr handelt es sich bei *Vater*, *Vätern* und *Vaters* um verschiedene **Wortformen**, die durch entsprechende morphologische Regeln (s. u.) erzeugt werden. Im Lexikon steht lediglich die **Grundform** eines Worts, die bei Nomen dem Nominativ Singular entspricht und die man auch als **Lexem** bezeichnet (für eine ausführlichere Diskussion des Lexembegriffs vgl. Gallmann 1991):

Definition

Ein → **Lexem** ist eine abstrakte lexikalische Basiseinheit, die in verschiedenen Wortformen auftreten kann und Informationen über grundlegende Eigenschaften wie Lautgestalt, Kernbedeutung und Wortart enthält.

So handelt es sich bei *singen, singst, sang, gesungen* um unterschiedliche Realisierungsformen des Lexems *SING* (Lexeme werden üblicherweise durch die Verwendung von Großbuchstaben oder Kapitälchen gekennzeichnet). Die Gesamtmenge aller Wortformen eines Lexems bilden ein **Paradigma**. Paradigmen stellen bestimmte Deklinations-/Konjugationsmuster dar und werden in der Regel in Form einer Tabelle repräsentiert:

	Singular	Plural
Nominativ	Vater	Väter
Akkusativ	Vater	Väter
Dativ	Vater	Vätern
Genitiv	Vaters	Väter

Tabelle 1: Paradigma von *Vater*

Was ist ein Wort? Wir wissen bereits, dass Wörter der primäre Untersuchungsgegenstand der Morphologie sind. Was aber ist ein Wort? Die zunächst wenig befriedigende Antwort auf diese Frage lautet, dass es bislang keine allgemein akzeptierte formale Definition des Wortbegriffs gibt. Allerdings existieren in der Literatur eine Reihe von Vorschlägen, die wir heranziehen können, um unser intuitives Vorverständnis dessen, was ein Wort ist, zu präzisieren (vgl. Di Sciullo/Williams 1987). Abhängig davon, welche Kriterien bei der Definition des Wortbegriffs Verwendung finden, unterscheidet man dabei zwischen phonologischen, morphologischen und morphosyntaktischen Ansätzen:

- Ein **phonologischer Wortbegriff** bestimmt Wörter als Lautfolgen, die aufgrund von unabhängigen phonetisch-phonologischen Kriterien (Grenzsignale wie Pausen oder die Beobachtung, dass Wörter in vielen Sprachen nur genau einen Hauptakzent tragen können) als separate sprachliche Einheiten identifizierbar sind.
- Vor dem Hintergrund eines **morphosyntaktischen Wortbegriffs** können Wörter als kleinste frei auftretende sprachliche Zeichen definiert werden, die mit bestimmten morphosyntaktischen (oder semantischen) Merkmalen (z.B. Nomen, Verb, Tempus, Genus, Numerus etc.) assoziiert sind und Gegenstand von syntaktischen Regeln können.
- Ein rein **morphologischer Wortbegriff** rekurriert auf die Tatsache, dass Wörter eine komplexe innere Struktur aufweisen, d. h., sie können, wie eingangs am Beispiel von *unkaputtbar* illustriert, aus mehreren kleineren, nicht-kom-